Gigi

Zeitschrift für sexuelle Emanzipation

Mai/Juni 2006
No. 43
EUR 3,50

ARCHIVEXEMPLAR
KEIN VERLEIH
LEIPZIG
Infoladen
Koburger Str. 3 · 04277 Leipzig
Telefon (0341) 3 02 86 04
www.nadir.org/infoladen_leipzig

Eine Couch für zwei

Psychoanalyse und Geschlecht: 150 Jahre Sigmund Freud

ISSN 1437-3076

pinkerneil
Rechtsanwälte

Claus Pinkerneil
Fachanwalt f. Strafrecht • Sexualstrafrecht

Tanja Ramian
Arbeitsrecht • Erbrecht

– BUNDESWEIT TÄTIG –

80636 München • Nymphenburger Straße 147
Tel: (089) 13999 – 133 • Fax: – 134
Notruf (Abends/Wochenende): 0172–8603262

www.pinkerneil.com

JUMP UP
Schallplattenversand

Der linke Mailorder für die Musik, die man nicht überall bekommt.

Pete Seeger, Woody Guthrie, Lead Belly, Alistair Hulett, Wenzel, Neuss, Degenhardt, Cochise, Ton Steine Scherben, Rotes Haus, Slime, Tod und Mordschlag, Quetschenpaua, Chumbawamba, cowboy junkies, Zebda, Black 47, Fermin Muguruzza, Karamelosanto, Panteón Rococó ... sowie die Labels Trikont, Putumayo, Piranha, Smithsonian Folkways, Metak, Gor, Gridalo Forte, Pläne, Conträr, AK PRESS ... und jetzt auch Bücher vom Atlantikverlag, Unrast, Papyrossa u.v.a.

Hören was andere nicht hören wollen!

www.jump-up.de
info@jumpup.de

Schallplattenversand Matthias Henk, Postfach 11 04 47, 28207 Bremen, Tel/Fax: 0421/4988535

Verlag Graswurzelrevolution

BEATRIX MÜLLER-KAMPEL (HG.)

»Krieg ist der Mord auf Kommando«

Bürgerliche und anarchistische Friedenskonzepte
Bertha von Suttner und Pierre Ramus

Mit Dokumenten von Lev Tolstoj, Petr Kropotkin, Stefan Zweig, Romain Rolland, Erich Mühsam, Alfred H. Fried, Olga Misař u. a.

288 Seiten | 17,80 EUR | ISBN 3-9806353-7-6

CLAYBORNE CARSON

Zeiten des Kampfes

Das Student Nonviolent Coordinating Committee und das Erwachen des afro-amerikanischen Widerstands in den sechziger Jahren

638 Seiten | 28,80 EUR | ISBN 3-9806353-6-8

»Vor dem Hintergrund der europäischen Studentenbewegung und der aktuellen ökologischen Widerstandsbewegung ist dieses anschauliche Buch sehr spannend zu lesen.« **Karl Düsseldorff in: Publik-Forum, Nr. 19, 7. Oktober 2005**

Graswurzelrevolution

Die Monatszeitung für eine gewaltfreie, herrschaftslose Gesellschaft

Schnupperabo 3 Ausg. 5 EUR Vorkasse | **Jahresabo** 10 Ausg. 25 EUR | **Jetzt abonnieren**

GWR-Vertrieb | Birkenhecker Str. 11 | 53947 Nettersheim | Fax (02440) 959 351 | abo@graswurzel.net | www.graswurzel.net

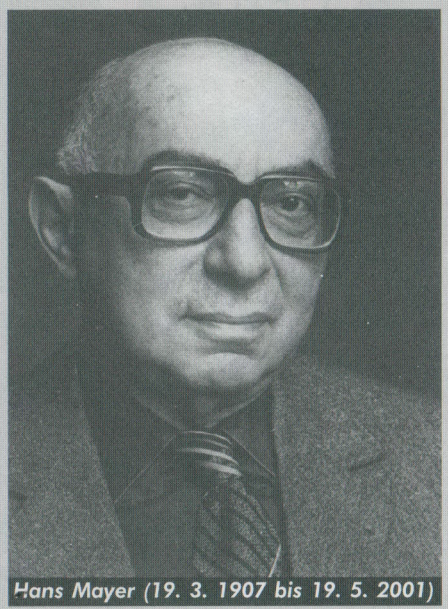
ARCHIVEXEMPLAR
KEIN VERLEIH
INFOLADEN LEIPZIG

Außenseiter

Am 5. April 1939 reichte ein Universitätsrat dem Rektor der Kölner Universität an einem mit Hitlergruß versehenen Begleitschreiben „die Unterlagen in Sachen Dr. Kresse zurück". Da es sich bei Alwin Kresse, einen Anfang der zwanziger Jahre an der Kölner Uni promovierten Doktor der Medizin, „nach den Feststellungen des Gerichts um einen kriminell Homosexuellen handelt, bei dem ständige Rückfälle zu befürchten" seien, hielt die Hochschule „die Entziehung des Doktorgrades für angebracht". Zwei Wochen später teilte sie Kresse den Entziehungsbeschluß schriftlich mit, woraufhin der damals im Kölner Arbeiterstadtteil Kalk praktizierende und nach Zeitzeugen hohes Ansehen in der ärmeren Bevölkerung genießende Arzt Beschwerde beim zuständigen NS-Reichserziehungsminister einlegte – vergeblich.

Kresse galt im damaligen Justizjargon als „Gewohnheitsverbrecher", weil er sich nach der 1935 verfügten drastischen Verschärfung des §175 durch das NS-Regime zweimal homosexueller Vergehen „schuldig" gemacht hatte. Noch während des laufenden Beschwerdeverfahrens wurde Kresse einem Kölner Gericht – aufgrund vermutlich von der Gestapo erzwungener und damit unwahrer Zeugenaussagen – wegen vollendeter und versuchter „gewerbsmäßiger Abtreibung" in insgesamt vier Fällen zu einer Zuchthausstrafe von zweieinhalb Jahren und der Aberkennung der bürgerlichen Ehrenrechte auf fünf Jahre verurteilt. Kresse überlebte das „Dritte Reich", doch den entzogenen Doktortitel sollte er zeitlebens nicht zurückerhalten.

Die im „Dritten Reich" aus staatspolitischen Gründen verfügten Aberkennungen rechtmäßig erlangter Doktortitel sind bis heute etwas, womit sich der akademische Betrieb ungern befaßt. „In das Blickfeld der Geschichtswissenschaft geriet diese Thematik erst seit etwa 1965", resümieren die an der Kölner Universität beschäftigte Historikern Margit Szöllösi-Janze und der Kölner Universitätsarchivar Andreas Freiträger im unlängst veröffentlichten Band „Doktorgrad entzogen!" über die zwischen 1933 und 1945 vollzogenen Aberkennungen akademischer Titel an der dortigen Universität. In der Tat ist die Liste einschlägiger Untersuchungen überschaubar. „Am Beginn standen die Fälle zweier bekannter Persönlichkeiten: Der Bonner Historiker Pauk Egon Hübinger forschte über die Entziehung der Bonner Ehrendoktorwürde des Schriftstellers und Nobelpreisträgers Thomas Mann, während



Hans Mayer (19. 3. 1907 bis 19. 5. 2001)

Hans Georg Lehmann in Marburg der Frage nachging, warum dem Sozialdemokraten Rudolf Breitscheid nach der Emigration der philosophische Doktortitel der Phillips-Universität aberkannt wurde", so das Autorenduo.

Legte etwa an der Freiburger Albert-Ludwigs-Universität deren damaliger Rektor Volker Schupp 1984 eine Untersuchung zu den dortigen Aberkennungsverfahren vor, stand die Kölner Universität – die nach 1945 immerhin einen einflußreichen NS-Rasseideologen schamlos als Rektoren duldete – jahrelang nicht ganz zu Unrecht in dem Ruf, bei der Erforschung der eigenen NS-Vergangenheit die Archive fest verschlossen zu halten. Selbstkritisch müssen Szöllösi-Janze und Freiträger einräumen, an der Kölner Uni seien noch bis 1998 „keine intensiveren Recherchen zur Ermittlung einzelner Fälle oder des gesamten Komplexes angestellt" worden. Kein besonders schmeichelhafter Befund, denn „auch die 1919 wiederbegründete Kölner Universität blieb vom Nationalsozialismus nicht unberührt".

Die in Zusammenarbeit mit Studierenden des historischen Hauptseminars „Die Universität Köln im Nationalsozialismus" erarbeitete Studie leistet nun einen beachtlichen Beitrag zur Aufarbeitung jener juristisch gedeckten Willkürakte, die in Köln bisweilen prominente Persönlichkeiten betrafen wie etwa den nach 1945 am renommierten (West-) Berliner Otto-Suhr-Institut lehrenden linken Sozialwissenschaftler Ossip K. Flechtheim (1909-1998) oder den – übrigens homosexuellen – Verfasser der literaturwissenschaftlichen Studie „Außenseiter", Hans Mayer, der bis zu seinem Tod am 19. Mai vor fünf Jahren in Ost wie West als *der* deutsche Literaturwissenschaftler galt.

Insgesamt rekonstruieren und dokumentieren Szöllösi-Janze und Freiträger aus den noch vorhandenen Akten 65 Doktorgradentziehungen in Köln, 34 davon, weil die Betreffenden vom NS-Staat „ausgebürgert" worden waren beziehungsweise flüchten mußten und ihnen dann vom Regime nachträglich die Staatsbürgerschaft aberkannt wurde, was quasi automatisch den Verlust der Doktorwürde nach sich zog. Weitere 31 Entziehungen erfolgten, nachdem die Betreffenden von einem NS-Gericht verurteilt worden waren. Grundlage war ein bis heute (!) gültiges, von den Nazis freilich verschärftes Gesetz, nach dem verurteilten Straftätern der Doktorgrad wegen „Unwürdigkeit" wieder aberkannt werden kann.

Das überraschende Fazit der Studie: Von den insgesamt 31 auf diese Weise verfügten Entziehungen in Köln hatten 13 (d.h. 42 Prozent) einen klaren sexualpolitischen Hintergrund, erfolgten sie doch jeweils nach Verurteilungen wegen Homosexualität (5 von reichsweit insgesamt bekannten 68 Fällen), Abtreibung (6 von 85), Sittlichkeitsdelikten/Exhibitionismus (1) und „Lebenswandel" (1). Dabei waren nach dem 1933 verabschiedeten NS-Gesetz „gegen die Überfüllung deutscher Schulen und Hochschulen" in Köln pro Semester lediglich etwa 2.400 Studierende eingeschrieben, im gesamten Zeitraum 1933 bis 1945 dürften es in der Domstadt rund 65.000 gewesen sein. „Da über 1945 hinaus die Abtreibung ein Straftatbestand blieb und auch der § 175 StGB fortgalt, war in diesen Zusammenhängen die Entziehung des Doktortitels auch an der Universität zu Köln weiterhin aktuell", so die Autoren.

Alwin Kresse, der zum Ende des „Dritten Reichs" als Werksarzt in den Kölner Ford-Werken ausländische Zwangsarbeiter vor dem Tod rettete, erhielt erst 1949 vom nordrhein-westfälischen Gesundheitsminister die ärztliche Approbation zurück. Die Universität verweigerte ihm jedoch hartnäckig die Rückgabe des Doktortitels und mehr noch: sie bekräftigte sogar ihren Entschluß aus der NS-Zeit. Als Kresses damals hochbetagter Bruder Hans 1962 von der Hochschule energisch die vollständige Rehabilitation Alwins forderte, legte die Uni den Brief unbeantwortet zu den Akten und qualifizierte dessen Absender als Querulanten.

Margit Szöllösi-Janze/Andreas Freiträger: „Doktorgrad entzogen!" Aberkennung akademischer Titel an der Universität Köln 1933 bis 1945. Kirsch Verlag, Nümbrecht 2005. 132 Seiten, 12,00 Euro

Foto entnommen aus Szöllösi-Janze/Freiträger: „Doktorgrad entzogen!"

Abo Schnipsel

6 Hefte ab Nr. _____

O Euro 20,00 (Normalabo)

O Euro 15,00 (Sozialabo)

O Euro 25,00 (Auslandsabo)

O Euro _____ (Förderabo)

Ich verschenke sechs Ausgaben für

O Euro 20,00 (Ausland: 25,00 Euro)

O Euro _____ (mind. 25,00 Euro)

Datum/Unterschrift

O Der Betrag liegt in bar bei.

O Ich überweise den Betrag aufs Gigi-Konto.

O Ich ermächtige Gigi, den Betrag einmal jährlich von meinem Konto einzuziehen:

Kontoinhaber/in

Kontonummer

Geldinstitut/BLZ

Datum/Unterschrift

Lieferadresse:

Name, Vorname

Straße, Hausnummer oder Postfach

Land PLZ Ort

(Email-Adresse für kurzfristige Mitteilungen der Redaktion)

Aboschnipsel in einen Umschlag stecken und senden an:
Redaktion Gigi, Postfach 08 02 08, 10002 Berlin
Hotline (Nachfragen, Bestellungen): **0180/4444945**
Kto. 5710428010, Berliner Volksbank, BLZ 10090000

Das Abo verlängert sich um sechs Ausgaben, wenn es nicht spätestens 14 Tage nach Erscheinen des letzten bezahlten Hefts schriftlich gekündigt wird (Poststempel). Das Geschenkabo verlängert sich nicht automatisch.

Gigi 43

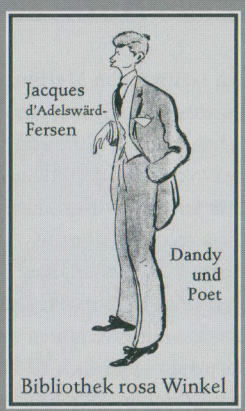
Termine

Termine, die hier erscheinen sollen, können bis zum Redaktionsschluß (15. Juni 2006) an die Telefax-Nummer 030/65475659 oder noch besser als Email gesandt werden an: **redaktion@gigi-online.de**

Cash 4 U

An sich ist Gigi eine Abo-Zeitschrift; der größte Teil des Publikums bekommt sie auch auf diesem Wege. Aber noch wissen zu wenige, daß es sie überhaupt gibt. Darum laufen in einigen Städten HandverkäuferInnen durch Lokale – und kassieren pro verkauftem Heft eine Provision, die sich kommerzielle Magazine niemals leisten würden: Sie liegt je nach Zahl der verkauften Hefte zwischen 0,75 und 1,00 Euro. Überzeugungstäter/innen mit Interesse und gutem Schuhwerk rufen an (0180/4444945) oder schreiben an Redaktion Gigi, Postfach 080208, 10002 Berlin.

Prämie



Hundert neue Abonnements zu werben hat sich die Redaktion für dieses Jahr vorgenommen, damit Gigi nicht mehr auf den Anzeigenstrich gehen beziehungsweise jeden Freier bedienen muß. Wer uns bei der Erreichung dieses Zieles behilflich sein will und Gigi zum Fördertarif ab 30 Euro abonniert oder verschenkt, erhält auf Wunsch ein Exemplar des kürzlich von Wolfram Setz in der renommierten Bibliothek rosa Winkel herausgegebenen Buches über „Jacques d'Adelswärd-Fersen – Dandy und Poet" mit dem ersten Heft seines Abonnements zugesandt.

Drohung

Die meisten Leserinnen und Leser verlängern alljährlich ihr Abo und es kommen erfreulicherweise regelmäßig neue hinzu. Aber Abonnements sollten auch bezahlt werden: Mittlerweile überschreiten die offenen Forderungen die 1000-Euro-Marke. Das ist kaum noch auszugleichen, und das Mahnwesen nimmt der ehrenamtlichen Redaktion die Zeit fürs Wesentliche: die Zeitungsproduktion. Darum werden wir ab sofort die Abogebühr nach der zweiten erfolglosen Mahnung von einem Inkassounternehmen eintreiben lassen.

Berlin, 4. Mai 2006, 19.00 Uhr

Schwules Museum, Mehringdamm 61

Jacques d'Adelswärd-Fersen - Dandy und Poet

Wolfram Setz stellt das von ihm herausgegebene Buch über Fersen und dessen soeben auf Deutsch erschienenen Roman „Lord Lyllian" vor (Siehe hierzu den Artikel in *Gigi* 41, Seite 34).

Berlin, 5. bis 26. Mai 2006

Kunstgalerie Damensalon, Manteuffelstraße 73

Ausstellung Minette Dreier: „doing gender"

Die Berliner Künstlerin Martina Minette Dreier zeigt neue Arbeiten aus der Serie „doing gender": Porträts von Menschen, die sich im kulturellen System der Zweigeschlechtlichkeit nicht eindeutig positionieren können oder wollen. „(...)Gemalt zu werden ist im besten Fall – wie ein langes, gutes Gespräch. Gemalt zu werden ist kein Überfall, nicht zu vergleichen mit einem schnell gemachten Foto. Wir alle haben einen Fotoblick. Das ist der Blick, den wir aufsetzen, wenn wir in den Spiegel schauen. Dieser Blick fällt einem auch zuerst ein, wenn man gemalt wird. Aber es ist unmöglich, einen aufgesetzten Blick, sei er auch noch so schnell parat und lange geprobt, über Stunden durchzuhalten. Unvermeidlich fallen irgendwann Maskierungen und Posituren von einem ab. Hier nun beginnt es für die Malerin spannend zu werden", sagte Mathias Noack zur Bremer Vernissage im Oktober 2004.
Öffnungszeiten: Do./Fr. 16-19 Uhr, Sa.15-18 Uhr und nach Vereinbarung. Vernissage: 5. Mai, 19.00 Uhr. Weitere Infos www.doinggender.de

München, 20. Mai 2006, 9.00 bis 18.00 Uhr

Historikum (Amalien-/Schellingstraße), Raum 201

Sodomie – Geschichte, Bilder, Konzepte

Ein kleiner Kongreß (organisiert von L. M. Thoma) mit acht Vorträgen, von denen drei eng um den Begriff der „Sodomie" kreisen: in Recht und Gesellschaft (Chr. Reinle), in der Theologie (M. Brinkschröder)und in der Literatur (Andreas Krass). Daneben: Homosexualität im Sarazenenbild zur Zeit der Kreuzzüge (K. van Eickels), Mystik und Erotik (Th. Lentes), Albrechts Dürers „Orpheus" (H. Puff), die Medien im 16. Jahrhundert (S. Limbeck) und schöne Gedichte über einen schönen Knaben (M. Wesche).

Osnabrück, 10. und 16. Mai 2006

Dominikanerkloster und Café Mano Negra, Alte Münze 12

Gay in May 2006

Bei der traditionellen Gedenkveranstaltung für die homosexuellen NS-Opfer im Rahmen der Osnabrücker Lesbisch-schwulen Kulturtage spricht dieses Jahr am **10. Mai um 18.00 Uhr** im Dominikanerkloster auf Einladung der zahlreichen veranstaltenden und unterstützenden Initiativen *Gigi*-Redakteur Eike Stedefeldt. Am **16. Mai um 19.00 Uhr** hält dann passend dazu *Gigi*-Autor Markus Bernhardt einen Vortrag über den „Schwule Nazis und der Rechtsruck in der Schwulenbewegung" im Café Mona Negra. – Eintritt frei.

Frankfurt a.M., 13. Mai 2006, 11 bis 18 Uhr

Drehscheibe, Fürstenberger Straße 27

Nicht jede Frau möchte einen Mann

„Sie sind eine Frau mit Behinderung und Sie sind lesbisch? Sie sind eine Frau mit Behinderung, Sie fühlen sich von Frauen immer mehr angezogen und wissen nicht, ob Sie lesbisch sind? Dies ist ein Seminar für Frauen mit unterschiedlichen Behinderungen, die sich wegen ihrer persönlichen Lebensbedingungen gerne einen Tag mit dem Thema 'Lesben mit Behinderungen' beschäftigen möchten", so die Ankündigung für ein Seminar des Hessischen Koordinationsbüros für behinderte Frauen in Kooperation mit der Beratungsstelle KOBRA, das sich an behinderte Frauen richtet, die nicht heterosexuell sind. Fragen, die unter Anleitung von Leiterinnen Christine Schlößler (Frankfurt) und Bärbel Mickler (Hamburg) diskutiert werden können: „Woran merke ich, daß ich lesbisch bin? Kann sich das auch ändern? Mit wem spreche ich darüber, mit wem lieber nicht? Wie reagieren die Eltern oder andere aus der Familie? Wie verhalte ich mich am Arbeitsplatz? Wo kann ich andere Lesben kennenlernen, wo Unterstützung bekommen?"
Kostenbeitrag 20,00 Euro, ermäßigt 10,00 Euro. Weitere Infos unter 0561/72885-22, Email: hkbf@fab-kassel.de

Leipzig, 3. bis 5. Juni 2006

Sportuniversität, Jahnallee 59 sowie Universität, Augustusplatz. 9

Lesbenfrühlingstreffen

Mit „Feuer und Flamme" wollten ostdeutsche Frauen ein Treffen organisieren, „bei dem alle willkommen sind, die lesbische Kunst, Gesang oder Nightlife" mitgestalten, miterleben wollen und sich dabei rundum wohl fühlen können". Nun ist es soweit. Besonderes Anliegen ist es, „ostdeutschen Künstlerinnen und Referentinnen über das LFT eine Plattform zu geben", weiterhin „möchten wir Lesben jeden Alters ansprechen, unabhängig von deiner Religion, deinem Beruf, deiner Sprache, deiner Herkunft und dadurch untereinander die Toleranz erhöhen und Vorurteile abbauen."
Anmeldung und weitere Infos: Frauen in Verbindung e.V., Haus der Demokratie, Bernhard-Göring-Str. 152, 04277 Leipzig, Tel: 0341/3065292, Email: 2006@lesbenfruehling.de; Web: www.lesbenfruehling.de/leipzig2006

Hamm, noch bis 2. Juli 2006

Gustav-Lübcke-Museum, Neue Bahnhofstraße 9

David Hockney: New Ways of Seeing

Derzeit präsentiert das Gustav-Lübcke-Museum anläßlich 30 Jahren Städtepartnerschaft zwischen Hamm und Hockneys Geburtstadt Bradford Arbeiten mit verschiedenen Medien: Malerei, Zeichnung, Druckgraphik, Photographie, Laserdruck und seine weitgespannten Interessen an bildender Kunst, Literatur, Musik, Theater und Oper. Ziel der Ausstellung ist es, „David Hockney als Maler, Zeichner, Graphiker, Fotografen und Designer vorzustellen", während Hinweise auf die schwulen Aspekte seines Schaffens in der offiziellen Ankündigung fehlen. Aber die sieht der kundige Betrachter ohnehin.

Highlights

Titelfoto: Freud Museum, 20 Maresfield Gardens, London

8

Anna Freud, jüngste Tochter und Schülerin ihres berühmten Vaters, Vorreiterin der Kinder-Psychoanalyse, ist bis heute prominentestes Beispiel für das lesbische Tabu in der Psychoanalyse. Eine biographische Annäherung von **Gudrun Hauer**

26

Johannes H. Schultz erfand nicht nur das Autogene Training. Im Auftrag der Nazis prüfte er auch die heterosexuelle Potenz von Rosa-Winkel-Kandidaten. Nicht allein an ihn erinnerte 2005 in München zum Tag der Befreiung **Michael Griesemer**

37

Ang Lees „Brokeback Mountain" war mit acht Nominierungen haushoher Favorit für die Oscar-Verleihung 2006, aber bester Film? Nicht in der schwulen Traumfabrik. Über das lautstarke Kleinloben eines Meisterwerks schreibt **Eike Stedefeldt**

38

Aus Offenen Provinz-Kanälen verschwanden die schwulen und lesbischen Soaps von Andreas Weiß nach „Zuschauerbeschwerden" wegen „Jugendgefährdung". Über Homos jenseits der „Lindenstraße" befragte den Regisseur **Lizzie Pricken**

Fotos: Freud-Museum Wien, Wikipedia, BBC, privat

Editorial

Außenseiter 3
Juden und Schwulen wurden ab 1933 an der Kölner Universität die Doktortitel entzogen. Eine Erinnerung daran von Dirk Ruder

Schwerpunkt

Freudsche Fehltritte 6
Über „Drei Abhandlungen zur Sexualtheorie" und Irrtümer des Erfinders der Psychoanalyse schreibt Florian Mildenberger

Frau mit Frau 8
Anmerkungen zum „lesbischen Tabu" in der Psychoanalyse anhand der Biographie Anna Freuds hat Gudrun Hauer

Mit Sigmund im Baumarkt 11
Bei der Eröffnungspressekonferenz von „PsychoAnalyse" im Jüdischen Museum Berlin wunderte sich Eike Stedefeldt

Puppenstubenidyll, postmodernes 12
Kritik an Judith Butlers feministischer Kritik der Psychoanalyse und einem linksradikalen Mißverständis übt Lars Quadfasel

Politik & Kultur

Nicht kriminell 18
Rechtswidrig fand das Oberste Bayerische Landgericht die Haftbefehle gegen Münchner Pädos. Von Sebastian Anders

Rasse statt Klasse 18
Den 18. Verbandstag des Lesben- und Schwulenverbandes besuchten eine nichtssagende Ministerin sowie Dirk Ruder

Integration fordern – Ausschluß fördern 22
Rassismus taucht nicht auf im Migrationspolitischen Papier des Lesben- und Schwulenverbandes. Von Horst Schmidt

Blöd am Donnerstag 25
Was Gabi Decker mit der Schwulenberatung Berlin und diese mit Biggi van Blond verbindet, erklärt Ihnen Eike Stedefeldt

Vorbild Laborratte 26
Auszüge eines 2005 zum Tag der Befreiung vom Faschismus in München gehaltenen Vortrages von Michael Griesemer

Verqueertes jetzt auch als Institut 32
In Hamburg wurde im April ein „Institut für Queer Theorie" gegründet. Näheres dazu erfahren Sie von Olaf Apel

Das Gewissen der deutschen Medizin 33
Eine Biographie des fast vergessenen Psychoanalytikers und Medizinhistorikers Werner Leibbrand empfiehlt Michael Heß

Ich will keine Schokolade ... 34
„Nie mehr Sex? Leben ohne Liebe?" – Einen gefeierten Anti-Kolle für Depressions-Masturbanten las Florian Mildenberger

Wuthering Heights 36
Die literarische Vorlage zu Ang Lees preisgekröntem Film „Brokeback Mountain" zu lesen empfiehlt Ihnen Dirk Ruder

Before Stonewall 37
Warum die Filmkritik Ang Lees Schwulen-Drama zu einem „Film über die Liebe" umlügt, fragte sich Eike Stedefeldt

Jenseits von Denver 38
Lesbisch-schwule Drama-TV-Soaps dreht der Berliner Andreas Weiß seit nun fast 20 Jahren. Mit ihm sprach Lizzie Pricken

Gemeinsam gegen Mörder und Brandstifter 42
Wir dokumentieren in Gänze den Aufruf des muslimischen Hamburger Vereins „Hakun" gegen Homophobie und Gewalt

Standard & Latein

Termine 4
kurz & klein/kleinholz 16/30
Errata/Impressum 21
Mitteilungen des whk 40

Freudsche Fehltritte

Keine Schrift Sigmund Freuds erregte bei ihrem Erscheinen die Gemüter von Fachkollegen und Laien mehr, als seine „Drei Abhandlungen zur Sexualtheorie" im Jahre 1905[1]. Freud unternahm darin den Versuch, die Sexualität an sich faßbar zu machen[2]. An zentrale Stelle rückte in der in drei Teile – Sexuelle Abirrungen, infantile Sexualität und Komplex der sexuellen Entwicklung – gegliederten Studie die Kindheit als wichtige Phase der Sexualisierung. Aufgrund der teils erbittert geführten Debatten sah sich Freud mehrfach zu Umformulierungen und zur Auflistung neuer Forschungsergebnisse genötigt. Zu Lebzeiten kam es zu sechs Auflagen; er selbst änderte daran mehr als an allen anderen seiner Werke, ausgenommen vielleicht die „Traumdeutung"[3]. Kritische Anmerkungen zur Freudschen Begriffsverwirrnis und genitalen Autosuggestion von

FLORIAN MILDENBERGER

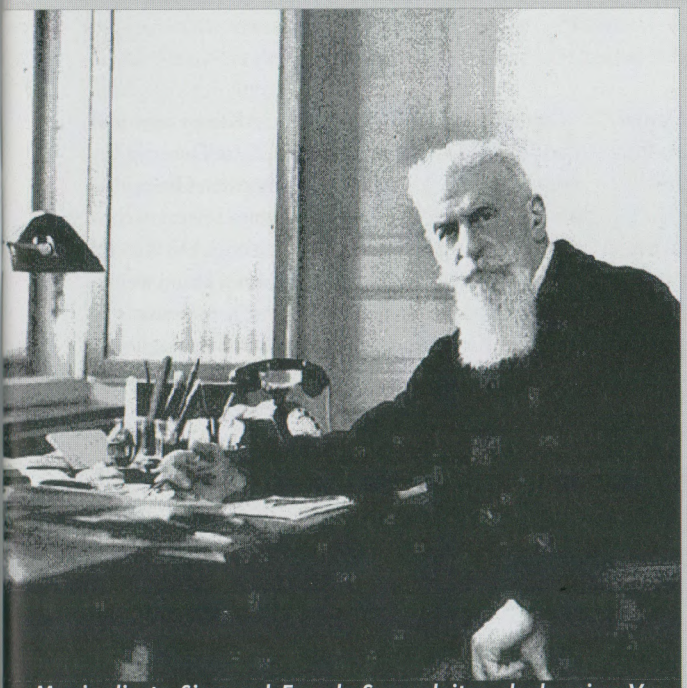
Die zentrale Bedeutung der „Drei Abhandlungen zur Sexualtheorie" (im weiteren D.A.S.) schien von Freud und seinen Anhängern durchaus erkannt worden zu sein. Nachdem die Psychoanalytiker nach der Annexion Österreichs 1938/39 aus Wien vertrieben worden waren, erfolgte in London die Gründung der Verlagsfirma Imago Publishing, die unter Federführung Anna Freuds (1895-1982) sogleich die Neuausgabe der Gesammelten Werke Freuds unternahm, wobei eine „kritische Durcharbeitung des Textes" integriert wurde[4]. Sollte so die Einheitlichkeit der psychoanalytischen Lehre gewahrt bleiben, läßt sich jedoch gerade anhand der D.A.S. erkennen, wie wenig Freud den wissenschaftlichen Fortschritt in seine Arbeiten integrierte, welche Gründe ihn dazu veranlaßten und wie sehr diese Einheitlichkeit bereits zu Lebzeiten ihres Begründers international zur Disposition stand.

Diese Tatsache blieb lange außerhalb des Fokus' der Forschung. So hatten Psychoanalytiker kein Interesse daran, die bereits aufgrund jahrzehntelanger feministischer Kritik beschädigte Position Freuds und seiner Thesen von sich aus zu hinterfragen[5], während sich die kritische historische Forschung vor allem auf die Rolle von Psychoanalytikern im „Dritten Reich"[6] konzentrierte und sowohl die Psychoanalyse als auch die sich ihr widmenden Historiker außerhalb universitär gebundener Forschungsgemeinden agierten[7]. Diese Fragen und Sachverhalte erfuhren erst in jüngster Zeit seitens der Vertreter der Psychoanalyse Beachtung. Hinzu kommt, daß Freuds herausragende wissenschaftliche Fehltritte in den verschiedenen Auflagen der D.A.S. sich auf den Komplex der Homosexualität beziehen – ein Thema, das lange höchst kontrovers in der breit gefächerten psychoanalytischen Gemeinde diskutiert wurde.

Das Erscheinen der D.A.S. erregte neben viel Widerstand gegen die Psychoanalyse auch das Interesse der von Magnus Hirschfeld (1868-1935) angeführten homosexuellen Emanzipationsbewegung. Denn im Gegensatz zu zahlreichen Psychiatern und Gerichtsmedizinern im deutschsprachigen Raum hatte sich Freud in seiner Beurteilung der Homosexualität – von ihm „Inversion" genannt – zurückhaltend und vergleichsweise objektiv geäußert. Im Zusammenhang mit der Verurteilung des Wiener Professors Theodor Beer (1866-1919) wegen angeblicher homosexueller Verfehlungen hatte Freud bereits die Krankhaftigkeit der Homosexualität bestritten[8]. In den D.A.S. stellte er ein eigenes Konzept der Inversion vor, wobei dieser die Rolle einer Entwicklungshemmung zukam. Zu dieser Zeit trat er mit Hirschfeld in Kontakt; der sich in den Folgejahren in der psychoanalytischen Bewegung engagierte. Gleichwohl diese Kooperation 1911 im Streit endete, gab es weiterhin lose Kontakte zwischen Psychoanalyse und Sexualemanzipationsbewegung. Vor allem handelte es sich hier um persönliche Beziehungen zwischen Hirschfeld und Personen aus Freuds Umfeld (Karl Abraham, Wilhelm Stekel, Isidor Sadger). Ein Forscher jedoch unterhielt sowohl zu Freud als auch Hirschfeld enge Bindungen, der für die weitere psychoanalytische Deutung der Homosexualität, wie sie in den D.A.S. beschrieben wurde, von entscheidender Bedeutung war: der Physiologe Eugen Steinach (1861-1944), der an Ratten und Meerschweinchen experimentelle Geschlechtsumwandlungen durchführte und durch Manipulationen am Samenleiter männlicher Versuchstiere Studien zur Regeneration des Gesamthabitus betrieb. Im Laufe des Ersten Weltkrieges verbreiterte Steinach seine Überlegungen und verkündete 1919/20, er könne mittels Hodentransplantation homosexuelle Männer „heilen" und durch Unterbrechung des Samenleiters bei jedem älteren Mann eine sofortige „Verjüngung" und Stärkung des Gesamtorganismus auslösen[7]. Letztere Operation nannte er „Vasoligatur" und erprobte sie an zahlreichen, auf Erlangung der ewigen Jugend spekulierenden Patienten. Hierzu zählte auch der durch seine schmerzhaften Unterkieferoperationen geschwächte Freud. Der Eingriff erfolgte am 17. November 1919[10]; bei seiner eigenen Gesundheit setzte der Begründer der Psychoanalyse offenbar auf rein somatische Heilfaktoren. Diese persönliche Hinwendung zum Biologismus hatte auch Auswirkungen auf sein Œuvre. So erklärte Freud in der vierten D.A.S.-Auflage, Steinachs tierexperimentelle Untersuchungen zur Erzielung eines künstlichen Hermaphroditismus hätten einen erfolgreichen Weg zur Beweisführung einer chemischen Sexualtheorie gewiesen[11].

Dies war das exakte Gegenteil dessen, was Freud noch 1915 in der dritten Auflage geschrieben hatte, als er die Studien zum „sexuellen Chemismus" als Irrweg brandmarkte[12]. Außerdem hätte Freud bei Steinach nachlesen können, daß die angeblichen Erfolge bei Versuchstieren keineswegs in allen Fällen aufgetreten waren[13]. Doch Steinachs Verjüngungsoperation hatte Freud offenbar subjektiv urteilen lassen und er ließ seine diesbezüglichen Ausführungen fürderhin unverändert erscheinen. Dies betraf sowohl die Neuauflagen der D.A.S. (1922, 1925) als auch die 1924 vom Internationalen Psychoanalytischen Verlag unter Federführung Albert J. Storfers initiierte erste Herausgabe seiner „Gesammelten Schriften"[14]. Dabei zeigte sich in den medizinischen Debatten der 1920er Jahre, daß Steinachs Überlegungen zur Gänze auf Fehldeutungen tierischen Verhaltens beruhten. Bereits 1922/23 hatten verschiedene Operateure eingestehen müssen, daß Hodentransplantationen keine heterosexualisierende Wirkung besaßen[15]; Steinach selbst sollte dies erst 1936 feststellen[16]. Auch die Studien zur Verjüngung waren im

Laufe der 1920er Jahre widerlegt worden. Im Tierexperiment hatten angelsächsische Forscher zunächst Steinachs endokrinologische Fehldeutungen herausgestellt[17], ehe Humanforscher anhand mißlungener Operationen oder der Beschreibung der suggestiven Wirkung vorgegaukelter Vasoligaturen ihre Wirkungsunmöglichkeit darstellten[18]. Kritik kam auch aus der Psychoanalyse selbst. So lehnte Isidor Sadger (1867-1942) Steinachs ständig betonten Analogieschluß von der Ratte auf den Menschen ab[19].



Manipulierte Sigmund Freuds Samenleiter, doch seine Verjüngungstherapie blieb erfolglos: Eugen Steinach (1861-1944)

Dies alles hielt Steinachs Patienten Sigmund Freud nicht davon ab, noch 1927 zu behaupten, bei ihm selbst habe die Verjüngungsoperation Erfolg gehabt[20]. Einige Jahre zuvor hatte er noch kritisch an Sandor Ferenczi das Gegenteil geschrieben[21]. Freuds offenbares Sichklammern an die autosuggestive Wirkung der Steinachschen Verjüngungsoperation hatte direkte Auswirkungen auf seine wissenschaftlichen Schriften. Es kam zu keiner Neuformulierung seiner Fehlurteile in der Bedeutung Steinachs in den D.A.S., auch nicht bei der angeblich so gründlichen Neuedition seiner Werke durch seine Tochter Anna. Eventuell spielte hier die Furcht vor einer Aufdeckung der Verbindungslinien des Begründers der Psychoanalyse zur biologischen Sexualforschung eine Rolle. Freuds positive Bewertung von Steinachs Untersuchungen fand sich weiterhin in den deutschen Nachdrucken seiner Arbeiten[22]. So unterliegen sämtliche Autoren, die sich auf die „Gesammelten Werke" stützen und dabei hinsichtlich der D.A.S. als Erscheinungsjahr „1905" angeben, einem Irrtum. Vielmehr arbeiten sie mit der biologistisch angehauchten vierten Auflage von 1920.

Diese fehlerhafte Übernahme von Theorien Freuds aus einem Zeitabschnitt, als er sich mehr von subjektiven Gesundheitswünschen als objektiver wissenschaftlicher Erkenntnis leiten ließ, findet ihre verwirrende Fortsetzung in der internationalen Diskussion. Denn die D.A.S. wurden zu verschiedenen Zeiten in unterschiedliche Sprachen übersetzt, so daß die jeweiligen Fortentwicklungen der Freudschen Sexuallehre nicht immer rezipiert werden konnten. So übertrug Ferenczi die zweite, nicht aber die Folgeausgaben ins Ungarische[23]. Die französische Edition von 1925 basiert ebenso wie die tschechische aus dem Jahre 1926 auf der vierten deutschen Auflage[24]. Dies gilt zwar auch für die dänische Übersetzung, doch steht dieser zudem eine Einleitung Wilhelm Reichs voran, der sich als anerkannter Deuter der Werke seines Lehrmeisters positionieren durfte[25]. Es ist fraglich, ob spätere Generationen von Freudianern diese Einschätzung teilten. Eine erste englische Übersetzung war (fußend auf der ersten Auflage) 1910 erschienen, 1949 erfolgte eine zweite Ausgabe unter Verwendung der Version von 1920[26]. In Rußland kursieren verschiedene Ausgaben parallel.

Angesichts dieser formalen und inhaltlichen Hindernisse fragt es sich, ob die Psychoanalyse heute als einheitliche, an ihrem Gründer orientierte Wissenschaft auftreten kann und will. Der internationale Diskurs funktioniert vorzüglich, doch scheinen jene Analytiker, die behaupten, sich stets dogmatisch an Freud zu orientieren, dessen Einlassungen weder zur Gänze gelesen noch verstanden zu haben. Die Psychoanalyse ist das letzte Relikt einer untergegangenen Epoche der Humanforschung, der Ära der Rassenhygiene, der biologistischen Sexualwissenschaft und deterministischen Geschlechtsnormierung mit dem Ziel der „Volksaufartung". Dies könnte anhand Sigmund Freuds vorzüglich nachvollzogen werden. Doch das Verhalten der großen Mehrheit der Psychoanalytiker zu kritischen Forschungen über Freud läßt nicht darauf schließen, daß moderne Analytiker sich hinsichtlich der Geschichtsaufarbeitung anders verhalten sollten als beispielsweise die Erben der nazistischen Rassenanthropologie. Hierbei sei nur an den Disput um Freuds Zick-Zack-Kurs in der Verführungsfrage[27] oder den Zusammenhang zwischen seiner körperlichen Erkrankung und der Ausbildung der Lehrmeinung erinnert[28].

Quellen/Anmerkungen

[1] Ernest Jones: Sigmund Freud, Leben und Werk, Bd. 2 München: dtv 1984, 340
[2] Manfred Herzer: Magnus Hirschfeld. Leben und Werk eines jüdischen, schwulen und sozialistischen Sexologen, 2. Auflage Hamburg: Männerschwarm 2001, 13
[3] Ernest Jones: Sigmund Freud, Leben und Werk, Bd. 2 München: dtv 1984, 340
[4] Anna Freud: Vorwort der Herausgeber. In: S. Freud: Gesammelte Werke, chronologisch geordnet Bd. I, London: Imago 1951, V-VII, V
[5] Reimut Reiche: Geschlechterspannung. Eine psychoanalytische Untersuchung, Frankfurt/M.: S. Fischer 1990.
[6] Geoffrey Cocks: Psychotherapy in the third Reich. The Göring Institute, 2nd edition New York: Transaction 1997; Regine Lockot: Die Reinigung dre Psychoanalyse. Die Deutsche Psychoanalytische Gesellschaft im Spiegel von Dokumenten und Zeitzeugen (1933-1951), Tübingen: diskord 1994
[7] Michael Schröter: Zwischen den Stühlen. Betrachtungen über den sozialen Ort, die Probleme und Chancen der Psychoanalysegeschichte. In: Österreichische Zeitschrift für Geschichtswissenschaften 14 (2003), 135-146, 136
[8] Manfred Herzer: Magnus Hirschfeld, 154-161
[9] Florian Mildenberger: Verjüngung und „Heilung" der Homosexualität. Eugen Steinach in seiner Zeit. In: Zeitschrift für Sexualforschung 15 (2002), 302-322
[10] Ernest Jones: Sigmund Freud, Leben und Werk, Bd. 3 München: dtv 1984, 123
[11] Sigmund Freud: Drei Abhandlungen zur Sexualtheorie, 4. Auflage Leipzig/Wien: Deuticke 1920, 79
[12] Sigmund Freud: Drei Abhandlungen zur Sexualtheorie, 3. Auflage Leipzig/Wien: Deuticke 1915, 76
[13] Eugen Steinach: Geschlechtstrieb und echt sekundäre Geschlechtsmerkmale als Folge der innersekretorischen Funktion der Keimdrüse. In: Zentralblatt für Physiologie 24 (1910), 551-566
[14] Sigmund Freud: Drei Abhandlungen zur Sexualtheorie. In: Sigmund Freud: Gesammelte Werke, Bd. 5, Leipzig/Wien: Deuticke 1924, 3-119
[15] K. Blum: Homosexualität und Pubertätsdrüse. In: Zentralblatt für die gesamte Neurologie und Psychiatrie 31 (1923), 161-168; Brandt/Liescheid: Klinisches und experimentelles zur Frage der Hodentransplantation. In: Zeitschrift für die gesamte Neurologie und Psychiatrie 12 (1923), 460-466
[16] Eugen Steinach: Zur Geschichte des männlichen Sexualhormons und seiner Wirkungen am Säugetier und beim Menschen. Im Anschluß an neue eigene Forschungen. In: Wiener klinische Wochenschrift 49 (1936), 161-172
[17] K. F. Bascom: Quantitative studies on the testis. In: Anatomical Record 31 (1925), 225-241; R. Oslund: A study of vasectomy on rats and guinea pigs. In: American journal of physiology 67 (1923), 422-444
[18] Siehe z.B. R. Kafeman: Ist Verjüngung beim Manne und der Frau möglich? Oder Wahrheit, Irrtum und Betrug in der Verjüngungsfrage (Steinach, Voronoff usw.), Königsberg: Schmidt 1928
[19] Isidor Sadger: Psychopathia sexualis und innere Sekretion. In: Fortschritte der Medizin 37 (1920), 20-22
[20] Sigmund Freud: Tagebuch 1929-1939. Kürzeste Chronik, herausgegeben und eingeleitet von Michael Molnar, Basel: Stroemfeld 1996, 311
[21] Ernest Jones: Sigmund Freud, Leben und Werk, Bd. 3 München: dtv 1984, 123
[22] Sigmund Freud: Drei Abhandlungen zur Sexualtheorie, 7. Auflage Leipzig/Wien: Deuticke 1946; Sigmund Freud: Drei Abhandlungen zur Sexualtheorie, Frankfurt/M.: S. Fischer 1991
[23] Sigmund Freud: Három értekezés a szexualitásról. Ford. És az elöszót irta Ferenczi Sándor, Nyyiregyháza: Kötet Kiad´p 1914/1995
[24] Sigmund Freud: Trois essais sur la théorie de la sexualité. Traduit de l'allemand par la Dr. Revercnon, Paris: Gallimard 1925; Sigmund Freud: Tri úvahy o sexuální teorii, Praha: A. Srdce 1926. Das gleiche Problem liegt vor bei: Sigmund Freud: Sexualidade. Trad de Osório de Oliveira, Lisboa: Edition Ática 1932 sowie Sigmund Freud: Tri razprave o teoriji seksulnosti, Ljubljana: Skuc 1995
[25] Sigmund Freud: Tre afhandlinger om sexualteorie, Kobenhavn: Store Nordiske Videnskoabsbogh 1934
[26] Sigmund Freud: Three essays on the theory of sexuality. Authorized translation by James Strachey, London: Imago 1949
[27] Jeffrey Moussaieff Masson: Was hat man dir, du armes Kind, getan? Sigmund Freuds Unterdrückung der Verführungstheorie, Reinbek: Rowohlt 1984
[28] Jürg Kollbrunner: Der kranke Freud, Stuttgart: Klett-Cotta 2001

Foto: HUB

Frau mit Frau

Anmerkungen zum „lesbischen Tabu" in der Psychoanalyse

Wie tief auch heute noch das Homosexualitätstabu in der Psychoanalyse verankert ist, offenbart sehr gut der Umgang mit der Tatsache, dass Anna Freud lesbisch war und viele Jahrzehnte lang mit einer Frau zusammen lebte. BiographInnen wie PsychoanalytikerInnen konstruieren in diesem Zusammenhang den Mythos der „asexuellen" Anna Freud. Eine biographische Annäherung von Gudrun Hauer

Wenn ich an die Schwierigkeiten mit meinen Analysandinnen denke, taucht selbstverständlich die Frage auf: Wie steht es mit den Trieben? Ein lockerer und von Nähe geprägter Umgang mit lesbischen Freundinnen muß noch längst nicht innerpsychische Konfliktfreiheit bedeuten. Denn das Homosexualitätstabu, gleich wie andere Tabubereiche auch, wird auf einer bewußten Ebene nicht als Tabu erkannt. Und ebenso wie die anderen Tabus auch, kann sich das Homosexualitätstabu auf einer unbewußten Ebene um so heftiger bemerkbar machen. Die Auseinandersetzung mit dem Homosexualitätstabu im feministisch-psychoanalytischen Weiblichkeitsdikurs zeigt meistens implizit, manchmal auch sehr explizit, die Angst, durch das Begehren der anderen Frau vernichtet zu werden", fasst die Zürcher Psychoanalytikerin Anna Koellreuter[1] ihre Forschungsergebnisse zur Frau-Frau-Beziehung in feministischen Diskursen zu psychoanalytischen Weiblichkeitstheorien zusammen.

Dieses Homosexualitätstabu – in diesem Kontext muss es korrekt als lesbisches Tabu benannt werden – macht sich in allen Bereichen psychoanalytischer Diskurse sowie in Behandlungsabläufen bemerkbar: in auf der Analyse von Fallgeschichten lesbischer wie heterosexueller Patientinnen basierenden psychoanalytischen Theorien zur weiblichen Entwicklung, in den Versuchen der „Umorientierung" lesbischer Patientinnen zur Heterosexualität beziehungsweise im Versuch, die Ursache für deren neurotische (Fehl-)Entwicklung in ihrer Homosexualität zu verorten, im nach wie vor existenten fast völligen Ausschluss von Lesben (und Schwulen) aus dem Beruf der Psychoanalytikerin/des Psychoanalytikers – und nicht zuletzt auch in der verfälschenden Darstellung der Frühgeschichte der Psychoanalyse.

Als ein besonders illustratives Beispiel dient hier die biographische Beschäftigung mit Sigmund Freuds jüngster Tochter Anna Freud (1895-1982) sowie mit deren Lebenspartnerinnenschaft mit Dorothy Tiffany-Burlingham (1891-1979).[2]

Gehässiger Vorwurf des Lesbianismus

„Ihre Freundschaft war so intensiv, dass sie begannen, sich wie Zwillinge zu ähneln. Einige gehässige Stimmen mutmaßten, dass sie Lesbierinnen seien, was für Anna, die im Gegensatz zu ihrem Vater Homosexualität als Krankheit betrachtete, im höchsten Maße verletzend war", ist als biographischer Eintrag zu Dorothy Tiffany-Burlingham im „Wörterbuch der Psychoanalyse"[3] nachzulesen.

Anna Freud, das jüngste der sechs Kinder Sigmund und Martha Freuds, geb. Bernays, hatte Dorothy Tiffany-Burlingham, Tochter des berühmten Glasmillionärs Louis Comfort Tiffany und Ehefrau eines psychotischen Chirurgen, 1925 kennen gelernt. Die äußerst vermögende New Yorkerin hatte ihren Mann wegen seiner Krankheit verlassen und war gemeinsam mit ihren vier Kindern nach Wien gereist, um bei Sigmund Freud therapeutische Hilfe zu suchen. Während die Mutter Analysandin Freuds war, wurden ihre Kinder von Anna Freud mit den weitgehend von ihr entwickelten Techniken der Kinderpsychoanalyse behandelt. Die Beziehung zwischen den beiden Frauen wurde bald so eng, dass Dorothy Tiffany-Burlingham von der Freud-Familie als neues Familienmitglied aufgenommen wurde und Anna Freud fortan als eine Art „Zweitmutter" für die Kinder fungierte. Alle Fünf bezogen dann eine Wohnung unmittelbar über den Praxis- und Wohnräumen Freuds in der Berggasse 19 (heute Sigmund-Freud-Museum mit der größten psychoanalytischen Fachbibliothek in Europa).[4]

Anna Freud und Dorothy Tiffany-Burlingham lebten nicht nur zusammen, sie verfolgten auch gemeinsam wichtige berufliche Projekte im Bereich der Psychoanalyse. 1938 musste Anna Freud gemeinsam mit ihren Eltern mit Hilfe Marie Bonapartes nach England zwangsemigrieren, denn nach der Okkupation Österreichs durch den NS-Staat waren sie als JüdInnen sowie als PsychoanalytikerInnen persönlich bedroht. (Vier Schwestern Sigmund Freuds wurden aus Wien deportiert und in Treblinka beziehungsweise in Theresienstadt ermordet.) Im britischen Exil begründeten die beiden Frauen die Hampstead Nurseries, in denen sie unter anderem durch Kriegserfahrungen sowie Folgen der KZ-Haft traumatisierte Kinder behandelten.

Im Schatten des Vaters?

Anna Freud, die sich als Kind ausgeschlossen vom Umgang mit ihren weit älteren Geschwistern fühlte und zugleich wenig Kontakt mit Gleichaltrigen hatte, begann sich früh für die Forschungsarbeiten ihres Vaters zu interessieren und las schon als Halbwüchsige einige seiner Schriften. Da Sigmund Freud seiner Tochter das ersehnte Hochschulstudium (der Medizin) verwehrte, wurde sie Volksschullehrerin und übte diesen Beruf von 1914 bis 1920 aus. Nach dem frühen Tod Sophie Freuds und der Heirat Mathilde Freuds sowie dem Auszug der Brüder aus der elterlichen Wohnung wurde Anna Freud zur engsten Vertrauten ihres Vaters, zu seiner Berufskollegin als Psy-

choanalytikerin und aufgrund der Folgen seiner Krebserkrankung auch zu seiner Krankenschwester.[5] Gegen alle damals schon formulierten Regelungen zur Ausbildung von PsychoanalytikerInnen wurde sie von ihrem Vater (und nicht von einer anderen Person) analysiert: Dieses Unterfangen mutet heute höchst skandalös an und muß als Bruch mit sämtlichen unter anderem von Sigmund Freud selbst aufgestellten Maximen psychoanalytischer Behandlungstechniken gelten – insbesondere für das heikle Gefüge von Übertragung und Gegenübertragung im psychoanalytischen Setting. Zum damaligen Zeitpunkt jedoch, dies sei hier ausdrücklich betont, befand sich die Psychoanalyse teilweise noch immer im Experimentierstadium betreffend ihre praktische Anwendung bei der Behandlung psychischer Störungen, und dies galt auch für die Institutionalisierung der Ausbildung. Von den sich neu eröffnenden Berufschancen profitierten insbesondere Frauen, die gerade von Sigmund Freud selbst besonders gefördert und ermutigt wurden, und LaienanalytikerInnen – letztere weisen keinen Abschluss eines Medizin- oder überhaupt eines Universitätsstudiums auf.

1922 präsentierte Anna Freud ihre erste Arbeit „Schlagephantasien und Tagtraum" in der Wiener Psychoanalytischen Vereinigung (WPV). 1925 veröffentlichte sie ihr erstes Buch „Einführung in die Technik der Kinderanalyse" und wurde mit diesem zur Gegenspielerin und Kontrahentin Melanie Kleins, die selbst eine „eigene Schule" der Psychoanalyse begründete. 1936 publizierte sie „Das Ich und die Abwehrmechanismen", ein heute noch gültiges Lehrbuch der Psychoanalyse. Bis 1938 arbeitete sie als Kinderanalytikerin, führte zusätzlich auch Analysen mit Erwachsenen durch und versuchte ihre aus den Behandlungen gewonnenen Erkenntnisse in psychoanalytisch orientierten kollektiven Erziehungsmodellen umzusetzen.[6]

Zusätzlich engagierte sich Anna Freud immer stärker in den psychoanalytischen Netzwerken – einerseits als Vertreterin ihres Vaters, der aufgrund der Folgen seiner Krankheit und der durch sie bedingten Operationen kaum mehr zu öffentlichen Auftritten fähig war, andererseits mit ihren eigenen Forschungsarbeiten. Dieses ständige Wechselspiel und somit die gegenseitige Durchdringung von Theorie und Praxis führte sie auch in Großbritannien bis zu ihrem Tod fort und stellt ein wichtiges Charakteristikum ihrer beruflichen wie wissenschaftlichen Arbeit dar.

Nach dem Tod Sigmund Freuds im britischen Exil 1939 wurde Anna Freud zu dessen Nachlassverwalterin; sie kann als die Bewahrerin der „orthodoxen" Strömung in der Psychoanalyse bezeichnet werden. Sie jedoch als bloßes Sprachrohr und unkritisches Anhängsel Sigmund Freuds zu verstehen und zu bezeichnen, schmälert eindeutig ihre Eigenständigkeit, wie auch leider in einer sich als feministisch verstehenden Publikation 2005 nachzulesen ist: „In den 1920er- und 1930er-Jahren war Anna Freud die zentrale persönliche, körperliche und geistige Stütze des Begründers der Psychoanalyse. An ihrer Person manifestiert sich die Funktionalisierung weiblicher Arbeit durch männliche Herrschaft und die Unterordnung unter ein patriarchales Theoriegebäude. Symbolische Ehre erhielt sie durch ihre Funktion als Nachlassverwalterin und wichtigste Hüterin des geistigen Erbes Sigmund Freuds. Die 'Firma' Freud wurde von einer Frau und nicht von einem Kronprinzen übernommen. Anna war die loyale und asketische Erbin ihres Vaters, wobei sie gleichsam als Preis für das Erbe ihre Sexualität opferte. Der Gewinn war ihre berufliche Selbstständigkeit, allerdings ebenfalls im ‚Namen des Vaters'."[7] Derartige Aussagen über sie offenbaren ein starkes Misstrauen gegenüber der Psychoanalyse sowie Vorurteile gegen – weibliche – Konkurrenz auf einem damals noch traditionell Männern zugewiesenen Berufsfeld; entsprechende Vorwürfe und Unterstellungen wurden und werden übrigens nicht gegenüber Freuds Schülern und Anhängern getätigt.

Anders als ihr berühmter Vater hielt sie Homosexualität für eine Krankheit: Anna Freud an ihrem Schreibtisch in der Wiener Berggasse 19

1971 kehrte Anna Freud anlässlich des Internationalen Psychoanalytischen Kongresses in Wien, auf dem sie das Schlussreferat hielt, zum erstenmal nach der erzwungenen Emigration in ihre Geburtsstadt zurück – wie bei vielen anderen jüdischen EmigrantInnen hatte sich die Zweite Republik auch ihr gegenüber als desinteressiert an einer Wiederansiedlung gezeigt. 1982 starb sie schwerkrank und gebrochen durch den Verlust ihrer Lebensgefährtin.

„Vestalin" und „Antigone" Anna Freud

Dass es sich bei der lebenslangen Beziehung zwischen Anna Freud und Dorothy Tiffany-Burlingham um mehr als eine asexuelle Freundinnenschaft gehandelt hatte, dass beide eine Liebesbeziehung miteinander hatten, sie somit ein Liebespaar waren, mutmassten damals schon viele ZeitgenossInnen aus dem beruflichen wie

Foto: The Estate of Anna Freud by arrangement with Mark Paterson & Associates

persönlichen Umfeld der Beiden. Auffällig ist jedoch, wie hartnäckig heute jeglicher lesbische Konnex geleugnet beziehungsweise versucht wird, „das Lesbische" zu entsexualisieren. Hier sind offenbar die Abwehrmechanismen der Verdrängung und der Verleugnung im Spiel.[8]

Die einzige Ausnahme stellt hier Eva Weissweilers biographische Studie über die Freud-Familie dar[9], in der sie offen über Anna Freuds lesbische Lebensweise schreibt – allerdings hält dieses Buch keinerlei wissenschaftlichen Seriositätskritierien stand: Die Autorin ist vor allem bestrebt, Sigmund Freud selbst als Macho und als völligen Versager in beruflicher Hinsicht zu denunzieren, wärmt zahlreiche Gerüchte über sein Privatleben neu auf – etwa dass er ein sexuelles Verhältnis mit seiner Schwägerin Minna Bernays hatte, ohne hierfür den Nachweis liefern zu können –, und macht ihn persönlich für die Ermordung seiner Schwestern in den Vernichtungslagern des NS-Staates verantwortlich. Weissweiler bedient sich überdies reichlich bisheriger biographischer Arbeiten zu Sigmund wie zu Anna Freud, ohne diese korrekt zu zitieren, was einem Plagiat nahekommt. Überdies finden sich zahlreiche inhaltliche Falschaussagen in diesem Buch; die augenfälligste ist ihre Behauptung, dass die in Sigmund Freuds einzigem Aufsatz zur weiblichen Homosexualität[10] vorgestellte lesbische Patientin vermutlich Anna Freud war[11]: Der Autorin ist völlig entgangen, dass inzwischen nicht nur das Incognito dieser Frau gelüftet worden war, sondern dass über Margarete Csonka seit mehreren Jahren eine Biographie vorliegt.[12]

Auch Anna Freuds Biographin Elisabeth Young-Bruehl insistiert hartnäckig auf dem platonischen Charakter der Beziehung beider Frauen zueinander: „Anna Freuds Leben war asketisch, und der Tod ihres Vaters, als er eintraf, änderte nichts daran. (...) Nachdem sie Dorothys Liebe errungen hatte, mußte sie nicht mehr darum mit anderen in Wettstreit treten. Viele in ihren psychoanalytischen Kreisen, die genug wußten, um das hartnäckige Gerücht einer lesbischen Beziehung zwischen den Freundinnen nicht zu glauben und die verstanden, daß Anna Freuds Lebensbeziehung keusch war

Josefine Stross, Anna Freud und Dorothy Burlingham am Graben in Wien (1972)

und ein Surrogat für eine eigene Familie, fanden ihre Situation erschütternd oder traurig.[13]

Keine Medizinisierung des Geständnisses?

LeserInnen, die sich von den Lektüren verschiedener als vertraulich geltender Materialien, zu denen etwa auch Privatbriefe gehören, gerade in bezug auf die einzelnen Familienmitglieder Sigmund Freuds Mitteilungen über Sexuelles erwarten, werden bitter enttäuscht werden: Die Blicke durch dieses Schlüsselloch offenbaren zwar Intimes, Persönliches, doch weitestgehend wenig Erotisches, zwar Libidinöses, aber nichts offenkundig Sexuelles. Dieser Geständniszwang blieb den AnalysandInnen auf der Couch vorbehalten; Sigmund Freud selbst hat sich als Person – innerhalb bestimmter Grenzen – im Briefwechsel mit Wilhelm Fließ und in chiffrierter Form in seinen Traumanalysen offenbart.

Anna Freud selbst sparte diesen Bereich ihres Privatlebens auch in ihren Privatbriefen aus. Diese auf den ersten Blick verwunderlich anmutende Diskretion ist jedoch vor dem Hintergrund des damaligen Umgangs mit weib-weib-

Quellen/Anmerkungen

[1] Anna Koellreuter: Das Sexuelle als Usprung der Phantasien in der Frau-Frau-Analyse. In: Werkblatt. Zeitschrift für Psychoanalyse und Gesellschaftskritik Nr. 40, Heft 1/1998, S. 2-23, hier S. 11. Für genauere Ausführungen sei verwiesen auf: Anna Koellreuter: Das Tabu des Begehrens. Zur Verflüchtigung des Sexuellen in Theorie und Praxis der feministischen Psychoanalyse. Gießen: Psychosozial-Verlag 2000

[2] Bei den biographischen Angaben zu Anna Freud stütze ich mich weitgehend auf: Elisabeth Young-Bruehl: Anna Freud. Eine Biographie. Zwei Bände. Übersetzt von Maria Clay-Jorde. Wien: Wiener Frauenverlag 1995

[3] Elisabeth Roudinesco/Michael Plon: Wörterbuch der Psychoanalyse. Namen, Länder, Werke, Begriffe. Übersetzt von Christoph Eissing-Christopheren u.a. Wien/New York: Springer 2004, S. 144

[4] http://www.freud-museum.at

[5] Wie eng das von gegenseitigem Respekt bestimmte Verhältnis zwischen Vater und Tochter war, dokumentiert der soeben erschienene, erstmals veröffentlichte Briefwechsel zwischen beiden: Sigmund Freud Anna Freud. Briefwechsel 1904-1934. Hg. von Ingeborg Meyer-Palmedo. Frankfurt am Main: S. Fischer 2006

[6] Die sozialdemokratische Stadtverwaltung des damaligen „Roten Wien" unterstützte zahlreiche Eziehungsexperimente im schulischen wie außerschulischen Bereich, die durch den Austrofaschismus beendet wurden.

[7] Lisa Fischer/Regina Köpl: Sigmund Freud. Wiener Schauplätze der Psychoanalyse. Wien-Köln-Weimar: Böhlau-Verlag 2005, S. 178

[8] Vgl. Anna Freud: Das Ich und die Abwehrmechanismen. 13. Aufl. München: Kindler 1982, hier besonders S. 34-43

[9] Eva Weissweiler: Die Freuds. Biographie einer Familie. Köln: Kiepenheuer & Witsch 2006

[10] Sigmund Freud: Über die Psychogenese eines Falles von weiblicher Homosexualität. In: Sigmund Freud: Zwang, Paranoia und Perversion. Studienausgabe Band VII. 7. korr. Aufl. Frankfurt/Main: S. Fischer 1997, S. 257-281

[11] Vgl. Weissweiler, S. 266

[12] Ines Rieder/Diana Voigt: Heimliches Begehren. Die Geschichte der Sidonie C. Wien-München: Franz Deuticke 2000. Rieder/Voigt benutzten damals für ihre Buchveröffentlichung das Pseudonym Sidonie Csillag. Csonkas Nachlass wird im Sigmund-Freud-Museum Wien aufbewahrt.

[13] Young-Bruehl, Anna Freud. Erster Teil, S. 198 f.

[14] Näheres ist u.a. nachzulesen bei: Hanna Hacker: Frauen und Freundinnen. Studien zur „weiblichen Homosexualität" am Beispiel Österreich 1870-1938. Weinheim und Basel: Beltz 1987; Margit Göttert: Macht und Eros. Frauenbeziehungen und weibliche Kultur um 1900 – eine neue Perspektive auf Helene Lange und Gertrud Bäumer. Königstein/Taunus: Ulrike Helmer 2000

[15] Sigmund Freud: Die Zerlegung der psychischen Persönlichkeit. 31. Vorlesung. In: Sigmund Freud: Vorlesungen zur Einführung in die Psychoanalyse. Und Neue Folge. Studienausgabe Band I. 13. korr. Aufl. Frankfurt/Main: S. Fischer 1997, S. 496-516, hier S. 516

lichem Begehren durch frauenliebende Frauen selbst erklärbar: Wie wir heute aus Forschungsarbeiten über die Erste Frauenbewegung sowie über deren Exponentinnen wissen, wurden die verschiedenen Aspekte lesbischer Sexualität nicht thematisiert – sie waren somit nicht sprachfähig.[14] Dies bedeutete, dass lesbische Beziehungen sehr wohl gelebt wurden, dass frauenliebende Frauen – und erst recht Frauenpaare – sexuelle Beziehungen miteinander unterhielten, aber dass sie darüber nicht sprachen und nicht schrieben. Die Versprachlichung setzte erst Jahrzehnte später ein – genauer mit der Zweiten Frauenbewegung sowie der Lesbenbewegung. Das Sprachmonopol blieb damals, wofür Hanna Hacker zahlreiche Belege zusammengetragen hat, den Vertretern medizinischer Wissenschaften vorbehalten, die das lesbische Begehren als Krankheit und zugleich als Verstoß gegen damals gültige Normvorstellungen vom „richtigen Verhalten" der Geschlechter bewerteten.

In diesem Aspekt erwies sich Anna Freud als Tochter ihrer Zeit, wobei wir hier auch nicht vergessen dürfen, dass in Österreich bis zur Kleinen Strafrechtsreform 1971 sexuelle Kontakte zwischen Menschen des gleichen Geschlechts nicht nur für Männer, sondern auch für Frauen strafbar waren. Ob Anna Freud vor dem Skandal einer Anzeige und somit eines möglichen Strafprozesses zurückschreckte? Ob sie selbst sich die damals gängigen Vorurteile über frauenliebende Frauen zu eigen gemacht und somit unter ihrer „Abweichung" gelitten hatte? – Wir können diese Fragen heute nicht beantworten. Aber dass heute derart vehement gerade in seriösen wissenschaftlichen Publikationen betont wird, dass Anna Freud asexuell gewesen sei, erlaubt zahlreiche Rückschlüsse auf die Bewertung lesbischer Sexualität heute und somit auf nach wie vor existente, äußerst hartnäckige Vorurteile in diesem Bereich. Lesbische Sexualität, sexuelle Akte zwischen Frauen gelten nach wie vor nicht als „richtige" Sexualität, was von der ungebrochenen Fortwirkung des Dogmas der Zwangsheterosexualität zeugt.

Das Homosexualitätstabu in der Psychoanalyse

Im Umgang mit dem Homosexuellen, dem Lesbischen wie dem Schwulen, tut sich die Psychoanalyse nach wie vor äußerst schwer. Dieses Homosexualitätstabu wird auch hartnäckig bei den biographischen Beschäftigungen mit wichtigen ExponentInnen der psychoanalytischen Bewegung aufrechterhalten. Sigmund Freuds Enkelin Sophie Freud, die kritisch-ablehnend den Theorien ihres Großvaters gegenübersteht, wies und weist empört die Charakterisierung Anna Freuds als lesbisch zurück; ob die Angst vor möglichen Klagen durch die Nachkommen der Familie Freud diverse BiographInnen an genaueren – und vor allem korrekten – Aussagen hindert, kann nur vermutet werden. Zwar müssten die Psychoanalyse und ihre Geschichte nicht umgeschrieben werden, würde der Mythos der asexuellen Anna Freud als das entlarvt werden, was er ist, nämlich als eine historische Legende, aber der Umgang mit Lesben und Schwulen als möglichen PsychoanalytikerInnen sowie als PatientInnen wäre in dieser Form nicht länger aufrecht zu erhalten. Denn wir dürfen in diesem Zusammenhang nicht vergessen: Aussagen über Homosexuelles und über Homosexualität werden fast ausschließlich von Heterosexuellen getätigt; sie beruhen auf Fremderfahrungen – und nicht auf der Eigenerfahrung des Gelebten in der Lehranalyse.

Nicht zuletzt impliziert dieser Umgang mit Anna Freud und Dorothy Tiffany-Burlingham Respektlosigkeit und Verfälschung der historischen Wahrheit. Diese bedeuten auch eine Missachtung des Begründers Sigmund Freud, der heute seinen NachfahrInnen einiges Bedenkenswerte über den aufklärerischen Charakter der Psychoanalyse als wissenschaftliches Erkenntnisinstrument sowie über das zerstörerische Wirken unbewusst bleibender Vorgänge mitzuteilen hätte, denn: „Wo Es war, soll Ich werden."[15]

Foto: The Estate of Anna Freud by arrangement with Mark Paterson & Associates

Mit Sigmund im Baumarkt

Nimm zwei, denke ich und fasse fröhlich nach – Bonbons bilden. Und schmecken in der Regel besser als die in Asia-Restaurants verabreichten Kekse, welche mit konfuzianischen Weisheiten selbst jene beglücken, die das Wort „Philosophie" allenfalls aus dem Munde Jürgen Klinsmanns kennen. „Es gibt 5.550 Psychoanalytiker in Deutschland, ca. 870 davon praktizieren in Berlin." In just diese Information sind die Bonbons verpackt, die das Jüdische Museum zur Pressevorstellung der Schau „PsychoAnalyse" verteilt, und ich überschlage, daß also in Deutschland ein solcher Spezialist für 15.000, in der Hauptstadt aber für nur 3.800 Einwohner zuständig ist. Das muß Gründe haben. „Du bist verrückt mein Kind, du mußt nach Berlin. Wo die Verrückten sind, da gehörst du hin", sang einst mein Opa doppelkornselig im Angesicht des Nudelholzes. Für naheliegender halte ich angesichts der aktuellen Lage, daß der Rest der Republik einen dramatischen Unterversorgungsgrad von 75 Prozent aufweist. Müßte man mal die Ulla Schmidt fragen. Ersatzweise ihren Therapeuten oder den vom Franz Müntefering.

Nicht ihnen ist freilich gewidmet, was abends feierlich eröffnet werden soll, sondern einem „intellektuellen Revolutionär, der nachhaltig das Denken verändert hat" und ohne den „die Nachkriegsgeschichte der Bundesrepublik, die Bewältigung der NS-Katastrophe gar nicht denkbar gewesen wäre". Darin ist Programmdirektorin Cilly Kugelmann zuzustimmen; ernste Zweifel hege ich indes an ihrem Eingangssatz im Begleitbuch: „Am 6. Mai dieses Jahres wäre Sigmund Freud 150 Jahre alt geworden." Mithin 30 Jahre älter als der bisher älteste Mann – wenn er nicht gestorben wäre. Freud ist halt immer noch für eine Überraschung gut.

Wobei: „Dies ist keine Ausstellung über Freud als Jude, Freuds Biographie oder die weitere Entwicklung der psychoanalytischen Praxis. Eine biographische Ausstellung über Freud hätte bedeutet, eine über die Zeit zu machen, in der er lebte", erklärt Kugelmann. „Vielmehr soll das Wissen über die Psychoanalyse und auch Freuds Radikalität ins Gedächtnis der breiten Masse zurückgerufen werden." Gewiß sei der Ort dafür ambivalent; nicht nur, daß Freud zeitlebens befürchtet habe, seine Erfindung könne als „jüdische Wissenschaft" denunziert werden. „Freud bezeichnete sich selbst als 'gottlosen Juden'. Er hatte eine tiefe Abneigung gegen jede Form der Religionsausübung und verbot in seinem Haus jegliche religiösen Rituale." – Beim Rundgang werde ich später lesen, Freud habe Religion als Neurose entschlüsselt, als erwachsenes Echo auf das widersprüchliche Vater-Kind-Verhältnis, und mir geht ein Licht auf bezüglich der infantilen Diktion der Bibel.

„Das Wissen über die Psychoanalyse wird stark durch die Medien geprägt", klagt der wissenschaftliche Leiter Daniel Tyradellis. Dort geisterten absonderliche Klischees umher, was wesentlich darin gründe, daß da etwas im verborgenen stattfindet. „Oder mit Freud: Psychoanalyse verträgt keine Zuschauer." Darum wolle man ins Bewußtsein rücken, daß Psychoanalyse ein ganz intimer Vorgang ist zwischen Patient und Therapeut und „Freunds Begriffe zwischen Kultur und Biologie stehen. Sie sind nie objektivierbar, sondern immer individuell." Dies machte laut Kuratorin Nicola Lepp die Gestaltung schwierig. „Die Psychoanalyse ist keine anschauliche Wissenschaft, sondern eine visuell asketische, die mit Sprache arbeitet. Ihre Arbeitsmittel sind eine Couch und ein Sessel." Wegen dieser „Sprachfokussierung und Ding-Armut" habe man „auf jedes museale Objekt im traditionellen Sinne verzichtet und, da Gegenstände in der Analyse-Situation nur im Kontext des Individuums bedeutsam" seien, zur Illustration „Objekte aus dem OBI-Baumarkt oder vom Flohmarkt" beschafft. Noch Tyradellis' Beispiele aus Freuds über 130 Analysefällen und Termini wie „Wunsch", „Trauma" und „Unbewußtes" im Ohr, läßt mich die viermalige Nennung von „OBI-Baumarkt" statt nur „Baumarkt" mutmaßen, daß die Firma OBI im Kontext des Individuums Frau Lepp ziemlich bedeutsam ist.

Apropos Unterbewußtsein: Von den angefragten Berliner Analytikern stellten 140 Fotos ihrer Arbeitsplätze zur Verfügung. Die meisten ihrer Patienten blicken von der Couch aus zum Fenster. Und gleich ob edles Ledermodell oder IKEA-Billigsofa entdecke ich in den meisten „Settings" irgend eine Ornamentik-Anleihe bei jener Decke, die Freuds Ottomane in der Wiener Berggasse zierte: hier ein Plaid, da eine Fußmatte, dort ein Kissen oder Läufer. Wie mag es sich diesbezüglich mit den drei Therapeuten in der Etage unter mir verhalten? Fotos haben sie leider keine eingesandt. Ermitteln konnte ich zumindest den aktuellen Kassensatz für eine von in der Regel fünfzig Analyseminuten pro Sitzung: 1,3224 Euro.

Eike Stedefeldt

PsychoAnalyse – Sigmund Freud zum 150. Geburtstag. Noch bis 27. August 2006 im Jüdischen Museum Berlin. Informationen zum Begleitprogramm unter www.jmberlin.de. Das beim Nicolai-Verlag erschienene, empfehlenswerte Begleitbuch kostet mitsamt einer Audio-CD 24,90 Euro.

Puppenstubenidyll, postmodernes

Die Psychoanalyse à la Freud stieß in feministischen Kreisen von Anbeginn auf mehr oder minder starke Aversionen. Als Wortführerin dieser Kritik gilt die US-amerikanische Rhetorik-Professorin Judith Butler. „Wenn eines der begeisterten Butler-Rezeption im linksradikalen Milieu nicht zugrundeliegt", so der Autor des folgenden Beitrages, „dann ist es die genaue Lektüre ihrer Texte. Nur so ist zu erklären, daß ausgerechnet dem von ihr repräsentierten Dekonstruktivismus der Ruf einer radikalen, feministischen Psychoanalysekritik vorauseilt." – Über das höchst sonderbare und gar merkwürdige Gerücht von der radikalen Psychoanalysekritik Judith Butlers schreibt
Lars Quadfasel

Unser Autor
ist Kindergärtner und freischaffender Schöngeist und aktiv in der Hamburger Studienbibliothek (www.studienbibliothek.org) sowie bei „Les Madeleines", einer überregionalen Gruppe zur Kritik des Geschlechterverhältnisses (www.lesmadeleines.net).

Die Fotos
dieser Seiten stammen aus der Ausstellung „PsychoAnalyse" des Jüdischen Museums Berlin.

Was waren das für Zeiten, damals, in den 90ern, als es auf einmal, wie auf geheime Verabredung, überall in der radikalen Linken tönte, Geschlechter gäbe es gar nicht, das seien nur Konstrukte. Niemand, der umhin kam, sich im Vokabular der Sprechakttheorie zu üben, um tiefschürfende sprachphilosophische Betrachtungen über produktive Performanz und die Arbitrarität von Zeichen und Bezeichnetem anstellen zu können; und die Kerle wußten endlich auf den Vorwurf männlichen Verhalten zu entgegnen, das sei eine essentialistische Zuschreibung, und außerdem sei man erst neulich auf einer Crossdressing-Party gewesen. Kurz: es war die Hohezeit der Judith Butler. Inzwischen hat zwar die eine oder der andere die Erfahrung machen können, daß zumindest in Großstädten, die von schwulen Bürgermeistern regiert werden, es allemal provokanter als Kurzhaarschnitt und Tuntenball ist, mit dem Rauchen anzufangen. Doch mag auch die Aura des größtmöglichen *radical chic*, die Butlers Namen umgab, seither ein ganz klein wenig verblaßt, mögen auch die treuesten Fans lange schon ins sichere akademische Terrain zurückgekehrt sein – es muß eine bloß den *Diskus* oder die *phase 2* aufschlagen, um zu ahnen: this theory is here to stay.

Opposition leichtgemacht

Nun ist der vergleichsweise große Publikumserfolg der Judith Butler angesichts eines kaum anders als unlesbar zu nennenden Stils an sich bereits überraschend; wenn natürlich auch AkademikerInnen darin trainiert sind, Aussagen wie den folgenden unverdrossen Sinn abzuringen: „Als Teil des epistemologischen Erbes der gegenwärtigen politischen Diskurse über die Identität stellt dieser binäre Gegensatz einen Schnitt innerhalb eines gegebenen Komplexes von Bezeichnungsverfahren dar."[1] Daß Butler aber auch zur Ikone eines nicht gerade kleines Teiles der sich als revolutionär verstehenden Linken avancieren konnte, ist mehr als bizarr; und das hat nicht bloß mit stilistischen Fragen zu tun. Zweifellos versteht Butler sich als irgendwie links, und zweifellos hat sie dieses oder jenes gegen die gesellschaftliche Behandlung vor allem von Frauen, Schwulen und Lesben einzuwenden. Nur hat das, sagen wir, die Arbeitsgemeinschaft Sozialdemokratischer Frauen auch.

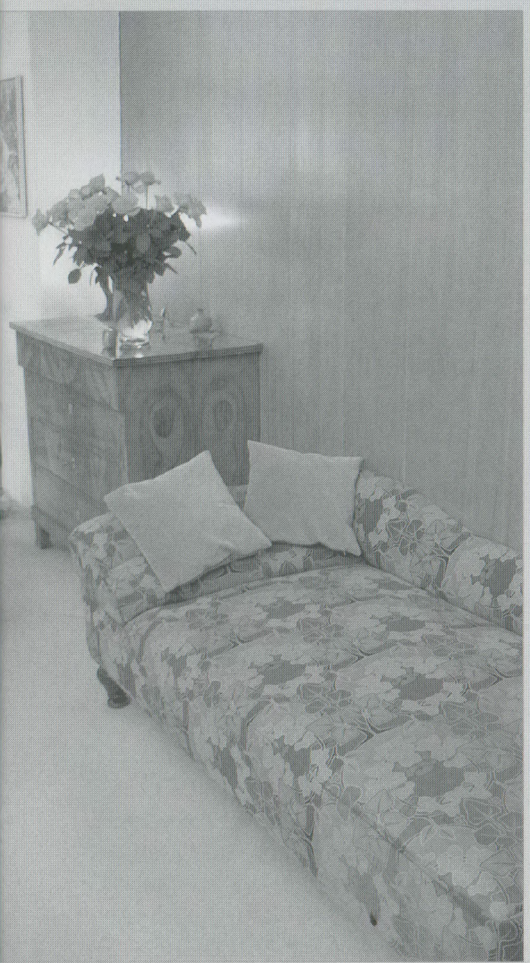
Hinweise, daß es Butler um mehr ginge, um Umsturz gar, finden sich demgegenüber auch bei sorgfältigstem Lesen nicht. Gegen Ausbeutung, Kapital und Staat kann sie schon deswegen nichts haben, weil diese Begriffe in ihrer Theorie nicht vorkommen – und konstitutionell auch gar nicht vorkommen können. Stattdessen regiert bei ihr, linguistisches Surrogat der Herrschaft, „die Macht" (gerne auch unter den Pseudonymen „die Norm" oder „das Gesetz"). Und wie von Foucault gelernt, steht diese so allgegenwärtig und unausweichlich da wie je nur in George Lucas' „Star Wars"-Trilogie. Mit anderen, nämlich Butlers Worten: „Dies bedeutet politisch, daß es keine Opposition zur Macht gibt, die nicht selbst bereits Teil des Machtapparates wäre; [...] daß 'Emanzipation' niemals die Transzendenz der Macht an sich sein kann." (SuD 127) Vielleicht steckte auch früher nicht mehr dahinter, aber es gab eine Zeit, da klangen die revolutionären Appelle irgendwie schmissiger.

Was eine Opposition, die, ganz innovativ, „Teil des Machtapparates" bleiben will, für Aufgaben hat, ist dabei gar nicht so einfach auszumachen. So eifrig die Butlerschen Konzepte, mittels Parodie, Pastiche oder postmodernem Mummenschanz die performative Dimension der Geschlechtlichkeit durchzuspielen, rezipiert und debattiert wurden, so unklar ist doch bis jetzt geblieben, wozu das alles genau taugen soll. Nicht, daß ich die Antwort nicht kennte: Um offenzulegen, daß *sex* ebenso wie *gender* konstruiert sei und so zu demonstrieren, daß es – in einer besseren Gesellschaft, werden die forscheren unter den AnhängerInnen hinzufügen – gar keine Geschlechter bräuchte. Nur Frau Butler selber ist sich da gar nicht so sicher: „Daraus folgt nicht", so ihr Resümee aktueller Forschungen zum XY-Chromosom, „daß man keine gültige, beweisbare These zur Geschlechtsbestimmung aufstellen kann, sondern eher, daß die Untersuchung der Bestimmung des anatomischen Geschlechts durch bestimmte kulturelle Annahmen über den jeweiligen Status von Männern und Frauen [...] selbst eingerahmt wird." (UG 163) Und dafür die ganze Aufregung?

Wie jede gute Oppositionelle, die nicht dem Machtapparat selber opponieren will, hält sich Butler alle Türen offen: Kann ja sein, daß es biologische Geschlechter 'in echt' doch gibt, dann will man ja nix gesagt haben. Allein der Fundi-Flügel der Fangemeinde glaubt unverdrossen daran, dass das Idol in dieser Frage unversöhnlich sei. Die Parallelen zu den Grünen sind in der Tat frappierend. Wie diese meint auch Butler, wenn sie „Opposition" sagt, eine Strategie, Herrschaftsverhältnisse akzeptabler zu machen und dabei, der inneren Harmonie wegen, ein gutes Gewissen zu bewahren.[2] Der 'performative Akt' der geschlechtlichen Identifizierung, den 'das Gesetz' immer und immer wieder neu erzwinge, soll, so der Butlersche Clou, im Wissen, daß er ohnehin unvermeidlich ist, zumindest gelassen, ja kreativ vollzogen werden. So schafft man temporäre Freiräume oder auch nicht, aber der Zwang fühlt sich

allemal weniger zwanghaft an, und weniger zu verdrängen gibt es obendrein. Wenn die Ketten schon nicht abzuschütteln sind, sollen sie doch bitte lockerer sitzen, oder besser gepolstert jedenfalls. Bei den Grünen heißt das Dienstwagen.

Für ein Inzesttabu mit menschlichem Antlitz



Wem zu Freud ohnehin „Biologismus" einfällt, beruft sich, wie früher auf Millet et al., heute mit Vorliebe auf Butler als Gewährsfrau gegen Ödipus, Familialismus und Penisneid. Leicht entbrennt dann eine engagierte Debatte, ob mit Butlers Theorie wirklich patriarchale blinde Flecken der Psychoanalyse aufzudecken sind, oder ob mit dieser nur einmal mehr die altbekannten Abwehrreflexe gegen den Trieb aktiviert werden: die vorschnelle Historisierung, um der Verstörung durchs Unbewußte möglichst reibungslos Herr zu werden. Die Sache ist bloß, daß Butler weder eine kluge noch eine ressentimentgeladene Kritik der Psychoanalyse vertritt – sondern vielmehr gar keine. Was sie will, ist „a kinder, gentler psychoanalysis" (BM 115); eine zum Knuddeln und Liebhaben.

So wenig wie die Gesellschaft hat daher auch die Psychoanalyse vor Butler zu fürchten. Alle, die sich von ihr Schützenhilfe gegen das Stützkorsett bürgerlicher Subjektwerdung, die ödipale Triade, erhoffen, muß sie enttäuschen: Sie will das Inzesttabu nicht verändern, sondern interpretieren – „neu begreifen, nämlich als eine produktive Macht, die ungewollt verschiedene Konfigurationen der Geschlechtsidentität erzeugt" (UG 113); als wäre es je etwas anderes gewesen. Den Bestrebungen der 70er Jahre, das innerfamiliäre Widerspiel von Verlockung und Versagung, von Allmacht und Ohnmacht zu durchbrechen, in deren Zeichen das mit sich identische Individuum libidinös geschmiedet wird, erteilt Butler eine dezidierte Absage. Als theoretische Appellationsinstanz fungiert dabei der französische Psychoanalytiker Jacques Lacan: „Some feminists have turned to Lacan in an effort to temper a certain kind of utopianism that held that the radical reorganization of kinship relations could imply the radical reorganization of the psyche, sexuality, and desire."[3] (BM 96). Dessen strukturalistische Aktualisierung der Psychoanalyse, die das Subjekt zwischen den Ordnungen des Imaginären, des Symbolischen und des Realen aufspannt, stellt für Butler den Schlüssel auch zu den Freudschen Texten selber dar.[4] In ihnen bewegt sie sich, ohne anzuecken: Sie will anwenden, nicht unterminieren.

Dabei kommt im einzelnen durchaus Brauchbares heraus. Ihre Interpretation der ödipalen Konstellation (UB 93-104, BM 93-119) beantwortet die Frage, woher die heterosexuellen Triebanlage stammt, deren es zur libidinösen Besetzung des gegengeschlechtlichen Elternteils bedarf, mit Freuds Theorie der melancholischen Introjektion. Sie besagt, daß das Es seine Libido von einem unerreichbar gewordenen Objekt abzieht, indem das Ich selber, durch Angleichung, dessen Rolle übernimmt. Nach Butler nun findet, bezogen auf den gleichgeschlechtlichen Elternteil, solcherart Ersetzung des Begehrens durch Identifikation beim Kleinkind unter dem Druck des Homosexualitätstabus statt: So werde die heterosexuelle Geschlechtsidentität gestiftet, die unerläßliche Voraussetzung fürs eigentliche ödipale Drama ist.

Mit dieser Konzeption will Butler nicht bloß etwaige naturalistische Konnotationen im Begriff der heterosexuellen Anlage durchkreuzen. Demonstriert werden soll, daß jene homophoben Schreckbilder der „phallicized dyke" und des „feminine fag" (BM 96), mit deren Hilfe die symbolische Ordnung das Kind zwingt, sein gleichgeschlechtliches Begehren zu verwerfen, dieses zugleich erst repräsentierbar machen – weshalb es auch ebensogut und mit dem gleichen Recht im Rahmen der Ordnung präsentabel werden könnte. Auf welche Weise dabei die Integration von *fag* und *dyke* in die Armada akzeptabler Geschlechtsidentitäten zu erzwingen wäre; ob es vielleicht schon ausreicht, das Gesetz – das ja immerhin „wissen" (BM 104) und, s.o., wollen kann, warum also nicht auch in sich gehen? – mit seinen Produkten zu konfrontieren, läßt Butler dabei wortreich unbeantwortet. Ihr geht es um anderes, Höheres: um den Nachweis, daß das Gesetz viel „plastischer", „flexibler" (UG 92) sei, als all die Miesepeter, die immer bloß an Repression denken, glauben mögen; und daß die Realisierung dieser Flexibilität eine Frage des Reformulierens, des „Um-beschreibens" (UG 120), der Definition ist – kurz: eine Angelegenheit der TheoretikerInnen, die über den Umweg des Diskurses wieder Seit an Seit mit dem Weltgeist zu stehen kommen.

„Vergiß das Beste nicht!"

Bemerkenswert ist, wie Butler in ihrer Aneignung Lacans unterderhand zum Verschwinden bringt, was dessen Bestes ist: der böse Blick. In seiner sardonischen Feier des Signifikanten, der das Subjekt in die Knie zwingt, erkennt sie nichts als „Sklavenmoral" (UG 93), die der Revision harre. Wenn aber MaterialistInnen etwas am linguistischen Idealismus Lacans zu retten hätten, so wären dies gerade dessen skandalöseste Auswüchse. Nichts ist gegenüber den dunklen Denkern der Bourgeoisie kraftloser als bloße moralische Empörung. Daß die Frau – „la femme n'existe pas" – nichts als das Symptom des Mannes sei; daß jenseits des väterlichen Gesetzes – „père ou pire" – nur Schlimmeres existiere, der unaussprechliche Schrecken der Psychose: Sätze wie diese lassen gesellschaftliche Erfahrung schockhaft aufblitzen. Butler aber will nicht deren Wahrheitsgehalt, die Falschheit des Ganzen, dechiffrieren, sondern deren Sachgehalt abmildern. Gar so dichotom müsse es doch auch im Namen des Vaters nicht hergehen.

Die strukturale Psychoanalyse erscheint in Butlers Rezeption wie mit dem Weichzeichner gemalt. Was allzu sperrig oder ungeschlacht ist, wird abgeflacht oder ausgeschieden: etwa der Begriff des Realen, um den Butler erkennbar einen großen Bogen schlägt[5]. Als Dritter im Bunde der Lacanschen Triade benennt er, was nicht, nach Art des Imaginären, zur Selbstbespiegelung einlädt, sondern amorph hinter der glatten Oberfläche lauert; was nicht, im Rahmen der symbolischen Ordnung, bezeichnet werden kann, sondern als Treibgut im Netz der Signifikanten mitgeschleppt wird. Das Reale ist das Intentionslose: der Blumentopf, der einem auf den Kopf fällt, ganz ebenso wie die ungeheurliche Tatsache, daß es Lust und Schmerz gibt und Leben und Tod. Gerade dadurch, daß es sich der faßbaren Realität des Subjekts entzieht, ruft es bei diesem die allerrealsten Wirkungen hervor – den Entzug aller ontologischen Sicherheit, der in seltenen, glücklichen Momenten ekstatisch, in aller Regel aber bloß traumatisierend erlebt wird.

Exakt diese traumatische Dimension des Realen hat Lacan im Sinn, wenn er, in Abgrenzung zur „normativen oder typischen" (d. h. symboli-

Foto: Verena Doerfler, Berlin; © Hüttlmann + Lepp Ausstellungen

schen) „Funktion", dem „realen Vater die hervorstechende Funktion im Kastrationskomplex" zuschreibt: „Wenn die Kastration es tatsächlich verdient, in der Geschichte des Subjekts durch einen Namen herausgehoben zu werden, so ist sie stets mit der Einwirkung, dem Eingreifen des realen Vaters verbunden."[6] Butler hingegen definiert wie folgt: „Castration is the figure for punishment, the fear of castration motivating the assumption of the masculine sex, the fear of not being castrated motivating the assumption of the feminine sex." (BM 96). Die Angst vor der tatsächlichen körperlichen Verstümmelung, an die sich erst die darüberhinaus gehenden Bedeutungen heften können, wird verdünnt zur bloß metaphorischen Figur, zur symbolischen Drohung mit der Homosexualität. Nur durch diese Verkehrung von Ursache und Wirkung gewinnt die merkwürdige (und nicht weiter belegte) Behauptung, Jungen fürchteten die Kastration, Mädchen aber gerade deren Ausbleiben, scheinhafte Evidenz – als letzte bizarre Emanation des Wunsches nach komplementärer Harmonie der Geschlechter.[7]

„Für die soziale Realität ist in der Epoche der Konzentrationslager Kastration charakteristischer als Konkurrenz"[8], heißt es bei Adorno; und Freud läßt keinen Zweifel daran, daß beide, Knaben wie Mädchen, sie fürchten. Indem Butler deren somatischen Grund wegdefiniert, kann sie, im ganz unmittelbaren Sinne, jene phantastischen Schrecken der Zerstückelung und Zerstörung nicht begreifen, denen die Gesellschaft immer wieder reale Nahrung verschafft – und damit auch diese selber nicht. Mag sein, daß sie von der Vorstellung durchdrungen ist, sich immer nur aufs Negative zu kaprizieren hindere eine daran, die beschworene Produktivität des Gesetzes zu fassen zu bekommen. Freud selber ist jedoch der exemplarische Gegenbeweis (und zum Ende des entsprechenden Kapitals kommt auch Butler nicht umhin, kleinlaut einzuräumen, „selbstverständlich" habe „die psychoanalytische Theorie die produktive Funktion des Inzesttabus stets anerkannt". [UG 120])

Der Unterschied, einer ums Ganze, besteht freilich im Wie. Der Widerstreit zwischen Abwehr und Akzeptanz der nie ganz annehmbaren und nie ganz zu verleugnenden, eben traumatischen Tatsache der Kastration, ob des eigenen oder des anderen Geschlechts, sorgt nicht bloß für eine unübersehbare Anzahl immer wieder neuer, origineller und einmaliger Triebschicksale, etwa solche fetischistischer Natur[9]. Freud folgt dem Zwiespalt des Subjekts auch und gerade durch den „normalen", heterosexuellen Verlauf des ödipalen Dramas hindurch, dessen scheinbare Eindeutigkeit sich dadurch, ebenso wie im spiegelbildlichen Falle des homosexuellen, als von irreduzibler Ambivalenz bestimmt entpuppt. Daß der Knabe, im Bestreben, das Sinnbild seiner Männlichkeit, sein Genital, zu bewahren, gerade auf die Ausübung dieser Männlichkeit verzichten und dem Vater den Vortritt lassen muß, ist ein immer wiederkehrender Topos in den Freudschen Schriften.[10] Anders als bei Butler eröffnet das freilich keine frohgemuten Perspektiven auf die vielen tollen quirlig-queeren Möglichkeiten, die sich die im Rahmen der Norm ergäben, sondern legt, als Nachvollzug eines durch zahllose traumatische Einschnitte hindurch sich vollziehenden Konstitutionsprozesses, die Narben frei, welche die Normalität dem Subjekt lebenslang schlägt.

„Nicht gedacht soll ihrer werden"

Wenn gesagt wird, daß Butler das leidende Individuum vernachlässigt, so gilt das wortwörtlich. Ihr Beitrag zur psychoanalytischen Theorie kommt ohne jede Darstellung des jeweils Besonderen aus: des einzelnen Falles. Damit aber verfällt sie von allem Anfang an der psychoanalytischen Kritik. In dieser fungieren die Fallgeschichten nicht als bloße Beispiele, als illustrative Dreingaben zur allgemeinen Theorie; sie bilden deren Essenz. Vor dem Abgleiten in eine positive, also invariante Anthropologie bewahrt sie nur der stete Rekurs aufs Einmalige, auf das, was tatsächlich die psychoanalytische Utopie bezeichnen mag: die Unabschließbarkeit des menschlichen Begehrens.[11] Weil Butler sich von diesem nicht fortreißen läßt, bleibt ihre Darstellung, bei aller reklamierten Dynamik, in Wirklichkeit seltsam starr und leblos – ein bloßes Spiel sich selbst überlassener Kategorien.

Nicht, daß sie unter die Therapeutinnen hätte gehen müssen, um Fallgeschichten zu Protokoll zu nehmen. Es reicht ja die Bereitschaft, die eigenen Erfahrungen nicht sogleich wieder unter einem Berg epistemologischer Erwägungen zu begraben. Wer keine andere Quelle hat, hat immer noch das eigene Unbewußte; das ist in der Regel immer für eine Überraschung gut. Gerade die eigene Subjektivität aber entzieht Butler erfolgreich ihrer Textproduktion, als wäre deren Hineinnahme in den Erkenntnisprozeß nicht psychoanalytisches sine qua non.[12] Wollte man ihren Stil charakterisieren, so könnte man ihn am ehesten eine *écriture automatique* linguistischer Fachbegriffe nennen. Nur daß diese Technik, anders als bei den SurrealistInnen, nicht in die tiefsten Tiefen des Es hinabführen, sondern eine Objektivität ganz eigener Art, die diskursive Eigenbewegung der Macht selber, fingieren soll.

Das Subjekt wird wahrhaft mit einem Tabu belegt; auf jeden Fall dessen Weichteile, die empfindlichsten Stellen. Als Schutzwall und Erkenntnisbarriere zugleich fungiert dabei der Diskurs. Es ist stets dasselbe Motiv: Über die Lust vor „dem Gesetz" ist nicht zu reden, weil erst das Gesetz es ermögliche, Begehren auch als Begehren zu begreifen (UG 121); und weil ein der Sprache vorausgesetzter Körper nie anders als sprachlich vorausgesetzt werden kann, ist nicht zu entscheiden, ob ein „'physikalischer' Körper" jenseits des „konzeptuell wahrgenommenen" überhaupt existiere (UG 170). Als Begriffsrealistin im Stande des Nominalismus macht Butler diskursives tabula rasa. Zeichen und Ding, eben noch in der Kritik des Essentialismus radikal getrennt, fallen unmittelbar in eins: Weil es, wenig überraschend, keinen Begriff jenseits der Sprache geben kann, muß das, so die messerscharfe Folgerung, auch für die zu begreifende Sache selbst gelten. „Der Bezeichnungsakt produziert" daher nicht einfach die Kategorie des Körpers, sondern diesen selbst (SuD 52).[13] Soviel Sprachmagie war selten. Der Widerspruch, an welchem PhilosophInnen wie PoetInnen seit Jahrhunderten laborieren: daß der Sache nicht gerecht zu werden ist ohne ein ihr Fremdes, ohne geistige Vermittlung, wird von Butler einfach stillgestellt. Das allerdings mit weitreichenden Konsequenzen.

Systematisch wird der Analyse entzogen, was die Menschen, gerade weil es so schwer faßbar ist, so verletztlich macht: ihr Natursubstrat. Das gilt zuvörderst auch für Butlers berühmteste, scheinbar sozialkritischste These, daß *sex* immer

Quellen/Anmerkungen

[1] Judith Butler: Das Unbehagen der Geschlechter. Frankfurt am Main 1991, S. 212, im folgenden zitiert als UG. Des weiteren werden folgende Werke Butlers verwandt: Bodies that Matter. New York u. London 1993 (zitiert als BM); Kontingente Grundlagen: Der Feminismus und die Frage der „Postmoderne" sowie Für ein sorgfältiges Lesen, beide in: Benhabib, Butler u.a.: Der Streit um die Differenz, Frankfurt am Main 1993 (zitiert als SuD).

[2] Zur ausführlichen Kritik an Butlers politischem Programm und dessen Wahlverwandtschaft zum postbürgerlichen Krisenkapitalismus vgl. U. Krug/T. Kunstreich: Dekonstruktion heißt Domestizierung, in: Bahamas 26/1998, S. 35-42; Andrea Trumann: Feministische Theorie, Stuttgart 2002, S. 148-172

[3] Was hier so kokett „some feminists" zugeschrieben wird, entpuppt sich im Verlauf des Textes als nichts als Butlers ureigenes Programm, der Verweis auf andere aber als eine der zahlreichen stilistischen Gesten der Ich-Vermeidung, über die noch zu reden sein wird. – Natürlich ist die Kritik an einer gewissen Naivität der 70er-Jahre-Familienkritik, für die auch und gerade feministische Psychoanalytikerinnen wie Nancy Chodorow oder Juliet Mitchell stehen, nicht an sich von der Hand zu weisen – als könnte mit der überschüssigen, spezifisch bürgerlichen Form, in der sie organisiert ist, die Grausamkeit überhaupt verschwinden, die es bedeutet, vom amorphen Fleisch- und Lustklumpen zum verantwortlichen Ich zu werden; als wäre der Ewigkeit wollende Trieb so wenig fordernd, so restlos mit der begrenzten Form der Welt zufriedenzustellen. Nur geht es Butler weniger ums Falsche als ums Richtige: den „Utopismus", überhaupt radikal Anderes zu wollen.

[4] Fraglich bleibt, wie sehr Lacan dazu taugt. Seine höchst eigentümliche Sprache jedenfalls läßt von den ursprünglichen Freudschen Begrifflichkeiten wenig übrig; andererseits gebührt ihm zweifellos das Verdienst, gegen die zu seiner Zeit fast unumschränkte Hegemonie der Ich- und Bewußtseinspsychologie kompromißlos Begriff und Sache des Unbewußten verfochten zu haben.

[5] Vgl. etwa ihre Auseinandersetzung mit Slavoy Zizek (BM 187-222).

[6] Jacques Lacan: Das Seminar, Buch IV: Die Objektbeziehung (1956-1957), Wien 2003, S. 261f.

[7] Indem Butler die Geschlechter wie Yin und Yang durch den Ödipus-Komplex führt, dem Jungen, der nicht weibisch, also ohne Phallus, das Mädchen, das nicht männlich, also mit Phallus, begehren will, gegenüberstellt, verfehlt sie das, was das Verhältnis beider so abgründig gestaltet. Dessen Asymmetrie liegt, paradox genug, gerade in der identischen

schon *gender* sei. Unleugbar, daß natürliches Geschlecht und kulturelle Geschlechtsidentität sich kaum so scharf trennen, gar positiv gegeneinander identifizieren lassen, wie manche Feministinnen der 70er und 80er Jahre sich das vorstellen mochten. Man denke etwa an die „urinale Segregation" (Lacan), mit Pissoirs nur für die Männer, welche immer beides ist: banale Anpassung an anatomische Gegebenheiten und, im Akt des Stehpissens, von höchster chauvinistischer Signifikanz zugleich. Irre aber, daraus den Schluß zu ziehen, die beiden miteinander verschlungenen Pole gäbe es eigentlich gar nicht, sie seien schlicht Konstrukte des einen und einzigen Diskurses.[14] Von den vielen gewaltsamen Vereindeutigungen der so unheimlich verfließenden Grenzen von Körper und Geist ist die Butlersche nur eine weitere, neue Spielart. Erst umgekehrt wird aber ein Schuh daraus: Gerade weil nie ganz auszumachen ist, wo *sex* aufhört und *gender* beginnt, kann Herrschaft sich so tief in die Leiber einsenken, wie es im Verhältnis der Geschlechter der Fall ist.

Selbstverständlich ist, was das Natursubstrat am Menschen offenbart, gesellschaftliche Praxis – am reinsten und unmittelbarsten dort, wo Herrschaft zur reinen, unmittelbaren wird. Die Folter reduziert das unterworfene Individuum auf einen Klumpen aus Nerven und zuckendem Fleisch. Der Triumph der Herrschaft indiziert aber zugleich deren Scheitern: Denn das derart zugerichtete menschliche Wesen ist als soziales nicht mehr zu gebrauchen; mag der Geist auch noch so willig sein, den Unterjochern zu gehorchen, das Fleisch ist zu schwach, ihnen auch nur den Kaffee zuzubereiten. Natur und Gesellschaft sind eben nicht immer schon identisch, und gerade das macht Herrschaft, angestachelt durch das, was sich ihr naturnotwendig entzieht, so unerbittlich.

Am offensten, wie eine Wunde, tritt daher der Körper in jenem Lebensabschnitt zutage, der von absoluter Machtlosigkeit gekennzeichnet ist. Indem Butler über die Vorgeschichte des Subjekts ein Schweigegebot verhängt, verdoppelt sie nur die Sprachlosigkeit, mit der es ohnehin geschlagen ist: traumatisiert durch jene schmerzvollen Einschnitte, Urbilder herrschaftlicher Gewalt, die vom polymorph-perversen Triebbündel wenig mehr übrig gelassen haben als ein autonomes Individuum mit vereinzelten erogenen Zonen. Es ist diese Absage ans Eingedenken, die Butler nicht wenige Fans beschert haben dürfte; eine Hobbyhipstercombo namens „Medienpolitische Ambulanzen"[15] zum Beispiel. Der nämlich verdanken wir die frohe Botschaft, daß es keine Körper gebe, „auf die wir immer wieder zurückgeworfen würden. Niemand muß zurück ins Kinderzimmer und sich da wieder mitten zwischen die Kuscheltiere legen, um etwas über sich und seinen Körper zu erfahren. Die einem das einzureden versuchen, haben zumeist ein Problem mit Mama" – sind, mit anderen Worten, typische Jammerlappen, wie etwa auch jene Autoren der „Dialektik der Aufklärung", die sich immer nur nach einem „intakten Leib" sehnten, statt sich „dem Schmerz zu öffnen" und „fragmentieren" zu lassen. So geht „fröhliche Körperwissenschaft" im Spätkapitalismus.

Ach, es kann doch alles so einfach, so dufte sein: Die blutige, häßliche, reale Gewalt der Verhältnisse wird gleich viel weniger häßlich, wenn man sich Erhabenerem zuwendet. Auf den von Butler zitierten Vorhalt hin, „If everything is a text, what about violence and bodily injury?", wälzt sie so lange arkadisch anmutende Erwägungen zur „scenography und topography of construction" (BM 28), bis auch die letzte nicht mehr weiß, was gleich noch die Ausgangsfrage war. Die an sich richtige Erkenntnis, daß es auch unter Frauen handfeste Interessenskonflikte gibt, welche eine gemeinsame „Frauenidentität" in Frage stellen, verfabelt sie flugs zum „Schauplatz ständiger Offenheit und Umdeutbarkeit", zu einem „unbezeichenbaren Feld von Differenzen" (SuD 50) – linguistischer Kitsch, aber mit Methode. Anläßlich des Films „Paris is Burning", der die Lebensverhältnisse subproletarischer drag queens mit afro- und lateinamerikanischen Hintergrund dokumentiert, kann Butler schließlich, ungeachtet der wenig sentimentalen Vorlage, so richtig ins Schwärmen geraten: „These men 'mother' one another, 'house' one another, 'rear' one another, and the resignification of the family through these terms is not a vain or useless imitation, but the social and discursive building of a community, a community that binds, cares, and teaches, that shelters and enables." (BM 137) Eine Gemeinschaft, die verpflichet, aber auch umsorgt, die behütet und bestärkt – kein Wunder, daß Palästina ihr am Herzen liegt.[16]

Unbenommen sei, daß nicht wenige an Butlers Werk der radikale Gestus angezogen hat, die Geschlechter in Bausch und Bogen zu dekonstruieren, und manche vielleicht auch die Hoffnung, aus den theoretischen Sackgassen hegemonialer feministischer Identitätslogik herauskommen. Nur ist gerade der Wunsch, diskurstheoretisch reinen Tisch zu machen, nicht von dem zu trennen, was letztlich Butler ihren bleibenden Erfolg beschert hat: das postmoderne Puppenstubenidyll, in dem nichts an die reale, irreduzibel somatische Leidensgeschichte des Subjekts erinnert.

Ausgangslage. Junge wie Mädchen sind auf die Mutter als erstes Liebesobjekt verwiesen, nur deshalb erfahren sie im Wunsch, dieses Begehren als geschlechtliches Subjekt zu erfüllen, ihre geschlechtliche Differenz auf je differente, inkommensurabel unterschiedene Art. Vgl. etwa die grundlegende (wenn auch soziologistisch restringierte) Arbeit Nancy Chodorows: The Reproduction of Mothering, Berkeley u.a. 1978

[8] Th. W. Adorno: Die revidierte Psychoanalyse, in: Ges. Schriften Bd. 8, Frankfurt am Main 1997, S 32. Vgl. auch ders.: „Die sich als Wunde fühlt, wenn sie blutet, weiß mehr von sich als die, welche sich als Blume vorkommt, weil das ihrem Mann in den Kram paßt." (Minima Moralia, Ges. Schriften Bd. 4, a.a.O., S. XX)

[9] Man denke nur an den berühmten Fall des fetischisierten „Glanzes auf der Nase", dem „glance at the nose" als Substitut für den Blick auf den mütterlichen Phallus (S. Freud: Der Fetischismus, Ges. Werke Bd. XIV, Frankfurt am Main 1999, S. 311). – Fetischismus, aber auch Sodomie, Päderastie und andere Begierden jenseits von Homo- und Heterosexualität scheint es im übrigen im theoretischen Universum der Judith Butler interessanterweise nicht zu geben.

[10] Vgl. bspw. S. Freud: Abriß der Psychoanalyse, Ges. Werke Bd. XVII, a.a.O., S. 117. – Noch schlagender ist vielleicht die Analyse „Über die Psychogenese eines Falles von weiblicher Homosexualität" (GW Bd. XII, S. 269ff.), die sich als Lesbianismus aus Frauenhaß entpuppt: als Weigerung, zu begehren, wie die Mutter es vorlebt. Freuds Pech, daß damals den Begriff „queer" noch niemand kannte.

[11] Vgl. Peter Schneider: Wahrheit und Verdrängung, Berlin 1995, S. 87ff.

[12] Vgl. Th. W. Adorno: Vorlesung zur Einleitung in die Erkenntnistheorie, Frankfurt am Main 1973, S. 26

[13] Was so tiefschürfend und radikal daherkommt, als stelle es 2000 Jahre okzidentale Philosophie in Frage, wiederholt tatsächlich bloß die idealistische Hybris, alles Seiende dem Geist entspringen zu lassen, mit dem Diskurs als Tranzendentalsubjekt ohne Subjekt. Vgl. Alfred Schmidt: Der strukturalistische Angriff auf die Geschichte. In: ders. (Hg.): Beiträge zur marxistischen Erkenntnistheorie, Frankfurt am Main 1970, S. 194-265

[14] Eine Pizza, nur zum Beispiel, wird außer mit Tomaten und Käse zweifelsohne auch mit Bedeutung belegt, ohne daß es doch die Bedeutung ist, die satt macht.

[15] Alle folgenden Zitate aus: „feminists like us. Programm der Medienpolitischen Ambulanzen v3.0". In: JungdemokratInnen/Junge Linke NRW (Hg.): Give the feminist a cigarette, Wuppertal 2001, S. 145-161

[16] Vgl. konkret 9/2005, S. 27

Foto: Verena Doerfler, Berlin; © Hüttinmann + Lepp Ausstellungen

Dr. Günther Beckstein

Alles zum Schutze der Jugend

Weil die Sexualwissenschaft in Deutschland ja kein Geld für ihre eigentliche Arbeit bekommt, etwa für Studien zur Jugendsexualität, hat die Privatwirtschaft ein schönes Betätigungsfeld. So beispielsweise der Verlag Heinrich Bauer, dessen flottes Jugendmagazin *Bravo* unlängst 1.400 Jugendliche über ihr Sexualleben befragen ließ. Das Ergebnis überraschte nicht die Fachwelt, wohl aber manche Medien: „Jugendliche weniger aufgeklärt als früher", berichtete die Agentur AP. Demnach machten sich 42 Prozent der Jugendlichen überhaupt keine Gedanken über AIDS, jeder vierte Jugendliche halte Coitus interruptus für eine sichere Verhütungsmethode. Zudem hatte jede und jeder zehnte Jugendliche beim ersten Geschlechtsverkehr keine Verhütungsmittel benutzt. Etwas hüftbetonter faßte die *Bild*-Zeitung die Ergebnisse zusammen: „60 % der Schüler bereit zum One-Night-Stand, 30 % der Mädchen täuschen Orgasmus vor, jede fünfte 14-Jährige hatte schon Sex."

Die Kunde, daß Jugendliche immer früher Sex haben, vor dem sie irgendwie geschützt werden müssen, verlanlaßt die Bundesregierung derzeit mal wieder, über eine erneute Verschärfung des Sexualstrafrechts nachzudenken. „Endlich, Frau Ministerin! Knallharte Auflagen für Sex-Verbrecher", jubelte die *Bild am Sonntag*, dem 19. März: „Nach dem neuen Gesetz kann die staatliche Führungsaufsicht Sexverbrechern jeden Kontakt zu Kindern verbieten" – und das sind nach den gängigen juristischen Definitionen Menschen bis zum Alter von 18 (!) Jahren. „Neu eingeführt wird auch ein Alkoholverbot für Täter, die im Suff Kinder mißbraucht" haben. Die behördliche Führungsaufsicht kann zukünftig „uneingeschränkt verlängert werden – bis zu lebenslang".

Bundesjustizministerin Zypries (SPD) appellierte an die Gerichte, „von diesem Instrumentarium nun Gebrauch zu machen". Bayerns Innenminmister Günther Beckstein (CSU) fordert indes „zum Schutze von Kindern" eine bundeseinheitliche Meldepflicht für Wiederholungstäter. „Die örtliche Polizei muß erfahren, wenn ein Sexualstraftäter in ihren Bereich zieht. In Bayern ist das schon so. Das muß auch bundesweit verpflichtend sein." Beckstein forderte regelmäßige „Datenabgleiche" der polizeilichen Listen.

Endlich draußen

Die prominenteste Kurdenpolitikerin der Türkei, Leyla Zana, hat sich einem Bericht der Nachrichtenagentur *afp* zufolge aus der aktiven Politik zurückgezogen, um sich ihrer Familie zu widmen. Zana wohne mit ihrem Mann und den beiden Kindern jetzt in ihrem Heimatdorf im Südosten der Türkei, meldete *afp* Ende März unter Berufung auf die Zeitung *Zaman*. Aus Kreisen der Kurdenpartei DTP habe es geheißen, die mehrfach inhaftierte und bedrohte Zana lege eine „Pause" ein. Zana war 1991 ins türkische Parlament gewählt worden und kam zwei Jahre darauf ins Gefängnis, weil sie bei der Vereidigung einige Worte Kurdisch sprach. Sie verbrachte elf Jahre im Gefängnis, während dieser Zeit erhielt sie den Menschenrechtspreis des EU-Parlaments.
Zugleich wurde bekannt, daß der schwule Kriegsdienstverweigerer Mehmet Tarhan am 9. März überraschend aus dem Militärgefängnis in Sivas entlassen wurde – nach elf Monaten Haft. Gleichwohl forderte das Gericht Tarhan erneut zur „Ableistung des Wehrdienstes" auf. (Vgl. dazu die Meldung „Mann oder Mehmet?" in *Gigi* Nr. 41, S. 27)

Say Hallelujah

Heiliger Bimbam bei der International Lesbian and Gay Association (ILGA): Wie die Schweizer Lesbenorganisation LOS berichtet, haben die Delegierten der Ende März in Genf abgehaltenen 23. ILGA-Weltkonferenz ein Grußwort des tibetischen Religionsführers Dalai Lama „mit sichtlicher Rührung" und sogar mit Standing ovations zur gefeiert. Seine Heiligkeit hatte in der Botschaft orakelhaft „die spezielle Aufmerksamkeit, welche der religiösen Toleranz und dem Respekt gegenüber Vielfalt an dieser Konferenz gewidmet wird", gelobt und sich „tiefst besorgt" über „Berichte von Gewalt und Diskriminierung" gegen sexuelle Minderheiten gezeigt. Das reichte offenbar schon für Massenhysterie.

Bereits zum Jahreswechsel hatte die Europa-Abteilung der ILGA ihr *Newsletter*-Magazin „Sexuality, Religion, Human Rights" gewidmet. Zu deren neuem Vorstand gehören unter anderem Phillip Braun (LSVD) und Kurt Krickler (HOSI Wien), seltsamerweise aber nicht der Jan Feddersen von Queer Nations in Berlin, ohne den bei Bürgerhomos an sich gar nichts mehr geht. Ihn beriefen höhere Mächte zu etwas anderem. Der Vielschwafler von der *taz* dient fürderhin den von der HOSI Wien unter Schriftleiter Krickler edierten *Lambda-Nachrichten* als Sonntagsprediger „für politische und künstlerische Themen". – Von denen er, bis auf Schlager, meist keine Ahnung hat. (Vgl. „A very Queer National", *Gigi* Nr. 42, S. 19)

Beine breit

Unterm Titel „Unseren schönen Puff hat das Arbeitsamt finanziert!" meldet *Bild* am 16. März: „Ein langer Tresen, mit rotem Samt bezogene Barhocker und schummriges Licht. So sieht es im Bordell 'B7' in Herford (NRW) aus." Noch vor sechs Monaten waren Geschäftsführer Marko M. und seine Frau Erika arbeitslos, „lebten von ALG 2". Doch dann die „freche Idee": Das Ehepaar beantragte bei der Arbeitsagentur Lippe Existenzgründungszuschüsse für den „Hartz-IV-Puff". „Die Behörde unterstützt das Paar mit 1.104 Euro im Monat."

Ein bißchen viel Geld fürs Poppen, findet das Springer-Blatt: „Ist so viel Stütze wirklich nötig?" Und: „Darf eine Behörde Prostitution fördern?" Ja, wenn's dem Staat Geld spart: Mittlerweile läuft das Bordell rentabel, die Agentur stellte die Förderung ein.

Mit Peitschen und Ketten

Dr. Roger Kusch

Den „Abgang" eines prominenten Homosexuellen garnierte die *junge Welt* am 28. März mit Zitaten:

„'Was brauchen Kriminelle eine Sporthalle?' Das ist ein typischer Kusch. Den brachte Hamburgs Justizsenator schon kurz nach seinem Amtsantritt (im Oktober 2001 – *Gigi*). Damals besuchte er eine Jugendstrafanstalt und wurde von den Mitarbeitern auf die marode Sporthalle aufmerksam gemacht. Über Jahre fing sich der heute 51jährige Roger Kusch durch seine Vorstöße in Sachen innere Sicherheit den Namen 'lächelnde Guillotine' ein. Sein Kampf gegen Kinder- und Jugendliche mündete schließlich in den Vorschlag, das Jugendstrafrecht ganz abzuschaffen ... Reihenweise ließ der Senator nicht nur das Spitzenpersonal in seiner eigenen Behörde, sondern auch Staatsanwälte, Richter und Vollzugsbeamte über die Klinge springen. 'Heute steht in Hamburg kein Stein mehr auf dem anderen', hatte Kusch sich bei der Eröffnung eines neuen Hochsicherheitsgefängnisses in Billwerder selbst gefeiert. Als sich Häftlinge beschwerten, dort nackt auf Pritschen angeschnallt und eingesperrt worden zu sein, störte ihn das selbstredend nicht."

Stunden nach dem Zwangsrücktritt verließ Kusch die CDU, die sich „mit kräftigen Schritten nach links" bewege. Bis dahin hatte der 2003 öffentlich geoutete Doktor der Rechtswissenschaften eine Bilderbuchkarriere absolviert: Mitarbeiter im Bundesjustizministerium (1986-88), Referent der CDU-Bundestagfraktion (1990-94), Leiter des Referats Innere Sicherheit im Bundeskanzleramt (1995-2000), schließlich als Oberstaatsanwalt am Bundesgerichtshof (2000).

Bild-tauglich endete auch der „Abgang" eines anderen schwulen Hamburgers: „GAL-Politiker Karsten F. (40) verabredete sich im Internet mit einem Mann zum Sadomaso-Sex. Beide amüsierten sich eine Nacht lang mit Peitschen und Ketten. Am nächsten Morgen fand der Liebhaber den Politiker plötzlich in einer Blutlache. Er hatte sich selbst mit dem Messer die Genitalien abgeschnitten – Lebensgefahr, Klinik!"

Petersen war es, nicht Schlöndorff!

„Sozialistische Tageszeitung" ist der Running Gag auf der Titelseite des *Neuen Deutschlands*, das sich von einem sonst *Zeit* bis *Frankfurter Rundschau* beliefernden „freien Medienkritiker in Hamburg" die TV-Welt deuten läßt: „Im Fernsehen, zumal der Comedy, existiert eben noch immer vornehmlich eine Sorte Homo: die Tucke. Dabei findet 30 Jahre, nachdem der Bayerische Rundfunk sich beim ersten schwulen TV-Kuß in Volker Schlöndorffs Drama 'Die Konsequenz' aus dem ARD-Programm klinkte, längst das ganze Spektrum homosexueller Lebensformen statt."

Als Ausweis von Sachkunde reichte dem *ND* offenbar, daß jener Jan Freitag in seiner Medienkolumne vom 10. April alle ihm je von PR-Mäuschen geschenkten VHS-Kassetten runterleierte, in denen ein Perverser durchs Bild lief, und er Zahlen wußte: „Laut einer Studie sind 69 Prozent der männlichen und 55 Prozent der weiblichen Homosexuellen mit ihrer Darstellung im Fernsehen unzufrieden. 'Bemängelt wird vor allem', so Untersuchungsleiterin Felicitas Morhart, 'daß zu viele Klischees bedient werden'. Gerade in Serien seien Schwule mit Vorliebe Paradiesvögel, die meisten wünschen sich jedoch 'lediglich Natürlichkeit und Normalität'."

Die der gewöhnliche Homosexuelle laut Freitag wo findet? – „In der Reklame stehen dafür 'Holger und Max', die es sich vor ein paar Jahren mit Iglo-Fastfood vor der Glotze gemütlich gemacht haben. Ganz so, wie es richtige Männer mögen." – Nur richtige Journalisten merken, daß die Spots des Lebensmittel-Multis Unilever alle Tucken-Klischees nutzen.

Auch Ilka Becker zitierte 2003 in einem Referat über ihre Dissertation an der Wiener Uni Gerd Mattenklott „zur gesellschaftlichen Akzeptanz queerer Lebensformen" (*Jungle World*, 24. Juni 1998). Differenzen seien demnach immer dann leicht zu tolerieren, „sofern man damit nicht selbst herausgefordert ist, so daß die eigenen Grenzen verletzt werden und man feststellen muß, daß die erotisch oder sexuell geprägten Lebensformen sich ganz anders vollziehen als die eigenen". Darüber, so Becker, „täuschen auch augenfällige Beispiele wie 'Holger und Max' nicht hinweg, das schwule Protagonistenpärchen einer deutschsprachigen Werbung für Fertiggerichte, die mit dem Klischee harmloser Tuntigkeit operiert: Beim 'kuscheligen' TV-Dinner werden beim Konsumieren von Fertigpasta tradierte Paarmodelle und familiäre Milieus bedient, wobei dem Werbegenre entsprechend die politischen Aspekte schwuler Lebensentwürfe ausgespart bleiben. Offensichtlich sind Homopartnerschaften dann akzeptabel, wenn sie innerhalb der Konventionen bekannter Beziehungsmuster stattfinden oder wenn sie als Fallbeispiel für 'Exotentum' dienen können. Homosexualität ist hier so konzipiert, daß sie im Werbejargon als 'schöner Beleg für wachsende Toleranz' dienen kann."

Ehe vor Egalité

Manfred Bruns' fröhliches „Hallo" kündigt im LSVD-Newsletter meist *bad news* an wie diese vom 13. April:

„Lebenspartner werden bei der Einkommensteuer wie Ledige behandelt (Steuerklasse I). Das hat der Bundesfinanzhof durch Urteil vom 26.01.2006 – III R 51/05 – gebilligt, das er gestern veröffentlicht hat." Denn, und das ist das wirklich Wichtige an dieser Nachricht: „Nach Auffassung des Bundesfinanzhofs verstößt die einkommensteuerliche Veranlagung von Lebenspartnern als Ledige nicht gegen den Gleichbehandlungsgrundsatz (Art. 3 Abs. 1 GG), weil diese Vorschrift gegenüber Art. 6 Abs. 1 GG (Förderung von Ehe und Familie) nachrangig sei."

Somit darf sich nun auf eine erstrangige Bundesbehörde berufen, wer behauptet, die BRD sei kein demokratischer Staat. Dessen Grundvoraussetzung wäre ja gerade nicht die Förderung bestimmter Lebensweisen, sondern die der Gleichheit aller Bürger.

Fotos: Bayerisches Staatsministerium des Innern; Archiv des Grauens

Nicht kriminell

Bayerisches Oberstes Landesgericht: Haftbefehle gegen Mitglieder der Pädo-Selbsthilfegruppe München schon „bei Erlaß rechtswidrig"

Im Herbst 2003 sorgte eine mit dem Magazin *Stern* und dem ZDF abgestimmte Polizeiaktion in München bundesweit für Schlagzeilen. In der Nacht vom 31. Oktober 2003 stürmten mit Maschinenpistolen bewaffnete Einheiten mehrerer Sondereinsatzkommandos die Wohnungen von 16 Mitgliedern der seit 24 Jahren bestehenden Pädo-Selbsthilfe- und Emanzipationsgruppe München. Zwölf Personen wurden zum Teil für mehrere Monate in Untersuchungshaft genommen. Ihnen wurde die Bildung einer kriminellen Vereinigung zur Verbreitung kinderpornographischer Schriften und zur Begehung sexuellen Mißbrauchs von Kindern zur Last gelegt. Viele Medien berichteten seinerzeit im Zusammenhang mit pädophilen Selbsthilfegruppen von einem kriminellen Pädophilen-Ring.

Mit Beschluß vom 29. März 2006 erklärte das Bayerische Oberste Landesgericht dies nun zur Falschmeldung. Auf die Haftbeschwerde eines Betroffenen hin entschied das Gericht, „der Haftbefehl des Amtsgerichts München vom 12. 11. 2003 gegen den Beschwerdeführer wegen Bildung einer kriminellen Vereinigung ist mangels dringenden Tatverdachts bereits bei Erlaß rechtswidrig gewesen. Die im Beschluß des Senats vom 18. 10. 2004 angeführten mangelnden Voraussetzungen für die Annahme dringenden Tatverdachts der Mitgliedschaft oder Unterstützung einer kriminellen Vereinigung lagen bereits bei Erlaß des Haftbefehls vor."

Das Gericht hatte schon am 18. Oktober 2004 festgestellt, zum *Zeitpunkt der Haftbeschwerde* im Februar 2004 „liege durch die falsche Behauptung eines tatsächlich nicht vorhandenen Tatverdachts durch die Ermittlungsbehörden und durch das den Haftbefehl erlassende Gericht ein Verstoß gegen das Willkürverbot vor. [...] Die Ermittlungsbehörden hätten willkürlich den Verdacht auf eine Katalogstraftat behauptet, um in rechtswidriger Weise die Telefongespräche des Beschwerdeführers abhören zu können. Das Gericht hat diese Behauptung ungeprüft übernommen" (Quelle: BVerfG). Erst durch eine Beschwerde vor dem Bundesverfassungsgericht hatte der Beschwerdeführer erwirken können, daß das Bayerische Oberste Landesgericht die Rechtswidrigkeit des Haftbefehls bereits zum *Zeitpunkt des Erlasses* feststellte.

Der Beschluß des Bundesverfassungsgerichts hat grundsätzliche Bedeutung. Er räumt von staatlicher Gewalt betroffenen Bürgern nämlich Rechtsschutz auch bei „schwerwiegenden, tatsächlich aber nicht mehr fortwirkenden Grundrechtseingriffen" ein. Somit können zu Unrecht Inhaftierte auch dann Rechtsschutz begehren, wenn ein Haftbefehl gegen sie zwischenzeitlich aufgehoben wurde. Damit wird die beliebte Praxis von Staatsanwaltschaften erschwert, Haftbefehle vor absehbaren unliebsamen Gerichtsentscheidungen aufzuheben, um rechtswidrige Maßnahmen nicht mehr feststellbar zu machen.

In der bundesweiten Berichterstattung wurden Pädophilen-Selbsthilfegruppen in Anlehnung an Drogendelikte seither als „Pädophilen-Ringe" bezeichnet, die sich heimlich träfen, um Straftaten zu verabreden oder zu begehen. Das Bayerische Oberste Landesgericht stellte im völligen Gegensatz dazu jedoch aus den Abhörprotokollen fest, „daß gerade darauf geachtet wurde, in der Gruppe nichts 'Strafbares' aufkommen zu lassen". Die Gruppen treffen sich öffentlich und setzen aus Furcht vor gefälschter Sensationsberichterstattung durch Skandalreporter (siehe „RTL II und seine Sexgeschäfte", *Gigi* Nr. 29) ein Gespräch voraus. Diese Sicherheitsmaßnahmen dienten der bayerischen Justiz unter anderem zur Konstruktion des Tatvorwurfs der Bildung einer kriminellen Vereinigung. Dazu hält das Gericht in seinem Beschluß fest: „Daß die Mitglieder der Selbsthilfegruppe auf Geheimhaltung bedacht waren und sich jedenfalls im äußeren Kreis nicht mit Klarnamen vorstellten, weist ersichtlich lediglich auf die Furcht vor Entdeckung als sexuell abartig hin."

Unterdessen verdichten sich die Indizien darauf, daß der *Stern*-Reporter Manfred Karremann, der verdeckt in der Pädo-Selbsthilfe- und Emanzipationsgruppe München recherchiert hatte, auch als Polizeispitzel in Erscheinung trat. Dabei sollen sich die Münchner Justizbehörden maßgeblich auf seine Informationen bezogen haben, um den Vorwurf der Bildung einer kriminellen Vereinigung zu konstruieren. Ebenso erhärtet sich der Verdacht, daß sich Karremann während seiner Recherchen selbst der Besitzverschaffung kinderpornographischer Schriften strafbar gemacht hat. Nach derzeitiger Erkenntnislage ist er von der bayerischen Justiz dafür allerdings noch nicht belangt worden.

SEBASTIAN ANDERS

Die frühen Vorboten des Alterns mag Günter Dworek verspürt haben, als er am Vormittag des 25. März in Köln den diesjährigen Verbandstag des Lesben- und Schwulenverbandes in Deutschland (LSVD) mit einem Blackout eröffnete. „Der LSVD ist achtzehn, und damit den Kinderschuhen erwachsen. Jetzt beginnt der Ernst des Lebens. Das sieht man ja auch an den gewichtigen Papieren, die wir hier zu verabschieden haben." Das stimmte natürlich nicht. Der LSVD ist sechzehn und die gewichtigen Papiere entpuppten sich überwiegend als die LSVD-typische Melange aus schlecht geschrieben und schlecht gedacht. Aber vielleicht wirbelte dem langjährigen Vorständler, als er mit getrübter Erinnerung ans tatsächliche Gründungsdatum seines Vereins (es war der 18. Februar 1990) im Bürgerzentrum Deutz ans Rednerpult trat, um das Credo des 18. LSVD-Verbandstags zu verkünden, auch nur ein flotter Schlager aus den 70ern durchs Hirn: „Du kannst nicht immer siebzehn sein, Liebling, das kannst Du nicht!"

Sich den LSVD als dynamischen Teenager vorzustellen fällt bei einer Anhängerschaft vorwiegend reiferen Alters Marke „Ü30" nicht leicht. Gleichwohl sind Anzeichen des Erwachsenwerdens unübersehbar. Zum Beispiel die neue Offenheit beim Verbandstag: kein ganzer oder teilweiser Ausschluß kritischer oder genehmer Journalisten, keine „unerwünschten" Gäste und kein mahnender Hinweis, über diese oder jene Angelegenheit könne man auf einer Mitgliederversammlung nicht „vor allen Leuten" sprechen. „Dies ist eine öffentliche Veranstaltung, sie benötigen keine besondere Presseakkreditierung. Willkommen beim Verbandstag", gab sich die PR-Frau Renate Rampf gegenüber dem *Gigi*-Redakteur professionell. Das beim Vorstand stets ungeliebte whk-Grußwort hing wie im Vorjahr aus – gut sichtbar direkt unter dem Vorstandsbericht und korrekterweise weit links neben dem des NRW-Ministerpräsidenten Jürgen Rüttgers (CDU).

Keine „schönen neuen Sachen" im rosa Jäckchen

Für die Eröffnungsrede gab sich der LSVD allerdings nicht mit einer Landesregierung zufrieden, die Bundesregierung in Gestalt der Justizministerin mußte her (Beweisfoto rechts). Im Februar hatte Brigitte Zypries (SPD) die LSVD-Chefetage zum unverbindlichen Plausch über das auf nationaler Ebene noch der Umsetzung harrende EU-Antidiskriminierungsgesetz (ADG) empfangen. Zur Freude des für kleine Aufmerksamkeiten stets dankbaren Vereins sprach sie in Köln als Ehrengast, passend im rosa Jäckchen. Sie solle, wie es ein Vorständler (vergeblich) wünschte, „schöne neue Sachen" vortragen, die man im Koalitionsvertrag „ein bißchen vergessen" hätte. Zypries hatte aber nichts vorzutragen.

Die Koalition gedenkt nämlich keineswegs, wie sich in Köln deutlich zeigte, betreffs Homopolitik Neues zu verkünden, geschweige denn die vom LSVD monierten „Versäumnisse" aus den Koalitionsverhandlungen wettzumachen. Dafür gab's von Frau Ministerin ein paar unfreundliche Nettigkeiten. Etwa die, daß die Eingetragene Lebenspartnerschaft, was Rechte und Pflichten angehe, deshalb so unausgewogen sei, weil das Bundesverfassungsgericht dem Gesetzgeber eine vollständige Gleichstellung mit der heterosexuellen Ehe eben nicht zwingend auferlegt habe. Dennoch sei in Sachen Homo-Ehe „viel erreicht" worden und an den „anderen offenen Themen" müsse man eben „politisch weiterarbeiten". Vielleicht so, wie die Sozial- und Finanzgerichte, die den Rechteteil bei der Eingetragenen Partnerschaft seit deren Verabschiedung quasi im Monatsrhythmus abspecken.

Nicht, daß die Stimmung unter den etwa hundert Versammelten dadurch sonderlich litt. Immerhin hatte sich eine leibhaftige Ministerin zu den tragisch Triebverirrten, Abteilung weiße Mittelstandshomos, gewagt, vor ein Publikum, dem allenfalls ein ADG ohne explizite Perversenklausel und die offene Ausländer- beziehungsweise Polenfrage den Tag versauen kann, nicht aber eine Ministerin, die nix mitzuteilen

Rasse statt Klasse

Unter dem Mantra „Gleiche Rechte für gleiche Pflichten. Nur das ist fair" rief der Lesben- und Schwulenverband in Deutschland (LSVD) für den 25./26. März zum 18. Verbandstag nach Köln. Wehen doch seine Fahnen auf Halbmast: Im schwarz-roten Koalitionsvertrag, so las man in der Einladung, finde sich „kein Wort zu den lesbischen und schwulen Bürgern dieses Landes", weshalb der LSVD „ganz einfach ... noch mehr Wirbel und Druck erzeugen" müsse. Warum der Verein immer nur gleiche Pflichten serviert bekommt, wenn er nach gleichen Rechten fragt, warum er mit seinem „Migrationspapier" tatsächlich für den erhofften Wirbel sorgte und welchen „dramatischen Endbestand" es in der LSVD-Kasse gibt, verrät DIRK RUDER

hat. Berechtigte, bisweilen sogar scharf formulierte Fragen, wie sie zu stellen Ralf Harth vom LSVD Hessen sich erkühnte, hätte man Zypries besser erspart. Ob die Bundesregierung homosexuelle Flüchtlinge weiterhin nach Afghanistan oder in den Iran abzuschieben und so „in den Tod zu schicken" gedenke. – Das falle nicht in ihre Zuständigkeit, aber sie sei sicher, daß ganz bestimmt der Herr Außenminister ... Zypries mußte nicht lange leiden, rasch gab's Blumen und die Zusicherung des LSVD, Frau Ministerin „wie gehabt tatkräftig zu unterstützen". Nur wobei?

Gute Homos, böse Moslems

Dicke Pflöcke schlug der Verband mit der Verabschiedung des migrationspolitisch gemeinten Papiers „Für Respekt und Selbstbestimmung" ein (vgl. dazu den nachfolgenden Beitrag). Erst zum Jahreswechsel hatte der LSVD für Empörung gesorgt, als er eine drastische Ausweitung, nämlich bundesweite Anwendung des umstrittenen „Moslem-Fragebogens" gefordert hatte, mit dem die baden-württembergischen Behörden auch die Einstellungen von Einbürgerungswilligen zur Homosexualität auskundschaften wollen, um mögliche Ablehnungsgründe zu ermitteln. Besonders aus dem Fenster gelehnt hatte sich der Landesverband Berlin-Brandenburg, der nun in Köln gemeinsam mit dem Bundesverband das ohne große Änderungen beschlossene Papier vorlegte. Es verlangt im Kern, der deutsche Staat möge Migranten juristisch vorschreiben, was sie zu fühlen oder zu denken haben – Leitkultur als Schwulenballett. Was auf eine faktische Abschaffung der Privatsphäre (freilich nur der von Migranten) hinausläuft und, schlimmer noch, eine mit verquaster Bürgerrechtsrhetorik ummäntelte Aushöhlung der individuellen Schutzrechte des Bürgers *vor* dem Staat bedeutet (zu denen auch gehört, daß man Homos nicht heiß und innig lieben muß), erweist sich schon auf den ersten Blick als Ausgeburt einer beim LSVD weitverbreiteten Halluzination. Denn das deutsche Recht, auf das Migranten nach dem Willen des LSVD künftig „homofreundlich" verpflichtet und bei Strafe der Abschiebung in einen möglichen Tod „geprüft" werden sollen, sieht, wie Zypries unzweifelhaft darlegte, Homosexuelle als gleichberechtigte Bürger in vielen Bereichen überhaupt nicht vor.

Als „brisante Gemengelage" für Lesben und Schwule bezeichnet das Papier denn auch das Treiben der Migranten, deren „bewußte Abschottung gegenüber der Mehrheitsgesellschaft einhergehend mit der Verweigerung von Integrationsbemühungen". Integration könne nur gelingen, wenn „Grenzen gesetzt und Regelverletzungen sanktioniert würden", so der Verband im patzigen CDU-Jargon. „Ein gutes Papier", lobte sich der Vorstand für ein Machwerk, mit dem der LSVD einmal mehr Klassen- zu Rassefragen macht.

Man erinnere sich: Das vom LSVD in Köln betriebene Schwule Überfalltelefon hatte Anfang 2005 gefordert, muslimische Geschäfte mit Aufklebern als „homofreundlich" zu kennzeichnen. Und in Berlin hatte vergangenen Sommer der von SPD und Linkspartei geführte Senat das vom dortigen LSVD-Landesvorständler Bastian Finke geleitete schwule Antigewaltprojekt MANEO zurückgepfiffen, das jahrelang mit dreist gefälschten Statistiken einen hohen Ausländeranteil bei Übergriffen gegen Homosexuelle zu belegen suchte (vgl. „Deutsche Opfer", *Gigi* Nr. 41). Der Berliner LSVD hatte unter einigem Medienrummel sogar versucht, in von Migranten betriebenen Geschäften im Stadtteil Neukölln Homoplakate aufzuhängen und sich darüber gewundert, daß die Absicht bei den ungefragt mit Postern im *Bravo*-Stil Beglückten nicht wirklich gut ankam.

Über einen amtlichen Stop von LSVD-Integrationsbemühungen dieses Kalibers empörte sich in Köln der Berliner Landesvorständler Bodo Mende. Er verlas ein Schreiben, in dem das Neuköllner Bezirksamt unlängst eine vom LSVD geplante „Aufklärungsaktion" im überwiegend von Migranten bewohnten Rollbergviertel mit ausdrücklichem Verweis auf den „provokativen Charakter" der Toleranzmaßnahme untersagte. Die Behörde warnte den Homoverein sogar vor einem „Mißbrauch der vorhandenen Arbeitsstrukturen". Empörung im Saal. Was der Moslem so am deutschen Volkskörper treibt, weiß man beim LSVD nämlich genau. „Soziale Brennpunkte sind die reinste Brutstätte für viele Geburten", tönte ein LSVD-Mitglied aus dem Kölner Süden ins Saalmikro. Das Problem könne nicht allein durch Migration gelöst werden. „Es sind einfach zu viele Kinder da, die nicht in den richtigen Händen sind". – Wie? Was? Moslemkinder in Homohände?

„Schwule Gesundheit" versus Zensur durch Jugendschutz

Erst am zweiten Tag der Versammlung wurde eine (wie so oft) vom Bundesvorstand eingebrachte Resolution zum Antidiskriminierungsgesetz verabschiedet, das ohne die geforderte Homoklausel laut LSVD „geradezu einen Frei-

Montage: Gigi; Foto: LSVD-Pressefoto/Holger@Jakobs.com/LSVD.de – Bearbeitung: Gigi

brief für Diskriminierung" und „ideologisch motivierte Ausgrenzungspolitik" darstelle. In einer ebenfalls vom Bundesvorstand eingebrachten Vorlage zur „Schwulen Gesundheit" sucht der LSVD mit gut sechsmonatiger Verspätung Anschluß an die Debatte um Bareback und steigende HIV-Infektionszahlen. Das neunseitige Papier lohnt durchaus eine genauere Betrachtung, zumal der LSVD darin explizit „ordnungspolitische Maßnahmen" gegen die Homoszene ablehnt und beklagt, daß „sinnvolle HIV-Prävention" mitunter von den Behörden untersagt werde – zynischerweise mit Verweis auf Jugendschutz-Belange. Der dem LSVD assoziierte Verein „Schwule, Lesben und Transgender mit Behinderung" beantragte, sich für Barrierefreiheit im eigenen Verband einzusetzen, um Menschen mit Behinderung uneingeschränkten Zugang zu Geschäfts- und Tagungsräumen des LSVD sowie zu dessen Internetauftritt zu ermöglichen.

Nicht zu übersehen ist, daß der fast volljährige Teenager LSVD als umtriebiger Lobbyist zwar oft und zuweilen sogar gern gehört wird, als junge Deern in der großen Politik aber immer weniger zu melden hat. Was sich unter anderem daran zeigt, daß Manfred Bruns' Bericht „zur aktuellen politischen Lage" von Jahr zu Jahr kürzer und pessimistischer ausfällt. „Einige Dinge" in Sachen Lebenspartnerschaft kämen demnächst vors Bundesverfassungsgericht, aber da sei „nicht viel zu hoffen", so der Bundesanwalt a.D. Bei der Riester-Rente seien gleichgeschlechtliche Lebenspartner ausgeklammert, und das ADG sei für die derzeitige Regierung „offenbar ein schwieriges Thema". Uneingeschränkten Respekt muß dem LSVD bei seinem erfolgreichen, aber leider kaum öffentlich wahrgenommenen Engagement zur Änderung des Transsexuellenrechts gezollt werden. Mit einer vom Bundesverfassungsgericht erbetenen, vermutlich von Bruns verfaßten Stellungnahme gelang es dem LSVD, das BVerfG zu bewegen, daß Gesetz komplett auszusetzen. In „bemerkenswertem Diktum" habe das Gericht geurteilt, das Transsexuellengesetz stelle nicht mehr „den aktuellen Stand der Sexualwissenschaft dar", so Bruns.

Überwiegend Schulterklopfen verordnete der LSVD sich beim Vorstandsbericht: „Man kann schon keck die Behauptung wagen, wir im LSVD haben unsere Sache gut gemacht", so Berichterstatter Günter Dworek. Der Verein habe seine öffentliche „Wächterfunktion" gut erfüllt. Ein „Hauptkunde" sei „nach wie vor die katholische Kirche" – dem der LSVD wohl lediglich aus Gründen der Kundenpflege bei jedem Papstbesuch mit bunten Fähnchen entgegenwedelt? Die „hunderttausend Versäumnisse" des Gesetzgebers beim Lebenspartnerschaftsrecht müßten zwar in den kommenden Jahren „mühsam nachbearbeitet" werden, allerdings vollführe die CDU/CSU im Bundestag diesbezüglich „erstaunliche Lockerungsübungen". Die LSVD-Bündnispolitik „von den schwulen Soldaten bis zum Lesbenring" habe „gut geklappt", auch die Informations- und Öffentlichkeitsarbeit entwickle sich planmäßig. Rund 6.000 Abonnenten lesen demnach den Email-Newsletter des Homoverbandes. Das in etwa gleich hoher Auflage umsonst vertriebene Verbandsmagazin *Respekt* sei seit der Gründung vor einem Jahr immerhin schon zum vierten (in Ziffern: 04!) Mal erschienen. Das ist doch was.

„Noch ist Polen nicht verloren ..."

Mit dem auf Hochglanzpapier gedruckten Magazin, dessen aktuelle Nummer mit der historisch höchst unsensiblen Schlagzeile „Noch ist Polen nicht verloren ..." aufmachte (den ersten Vers der polnischen Nationalhymne mißbrauchte die von der Roten Armee über die Weichsel getriebene Wehrmacht als Durchhalteparole), sei dem Verband ein „sehr großer Sprung" in der Öffentlichkeitsarbeit gelungen. – Stimmt, an einer halbwegs präsentablen „Zeitschrift für Lesben- und Schwulenpolitik" war der LSVD fünfzehn Jahre gescheitert. Mit *Respekt* leistet er sich aber ein Projekt, das er laut Vorstand gar nicht finanzieren kann: Die Produktion einer Ausgabe kostet 6.000 bis 7.000 Euro. Das Magazin erscheine, wenn „noch Geld da" sei, sonst eben nicht. „Manches hat noch nicht geklappt, da hat des Geld gefehlt." Immerhin scheint die Öffentlichkeitsarbeit vorerst finanziell und personell gesichert. So teilen sich der fürs *Respekt*-Layout zuständige Berliner LSVDler Eberhard Zastrau und die Pressesprecherin des Bundesverbands, Renate Rampf, eine bezahlte Vollzeitstelle in der Hauptstadt-Geschäftstelle. Eine weitere halbe Stelle für Rampf (für das Projekt Regenbogenfamilien) finanziert der LSVD nach dem Auslaufen der Mittel aus dem Bundesfamilienministerium mittlerweile aus den mehr als knappen Eigenmitteln, was bei den Mitgliedern für Fragen und zum Teil für Unverständnis sorgte. Offenbarte doch der von Schatzmeisterin Uta Kehr gegebene Finanzbericht eine nicht unbeträchtliche Finanzierungslücke für das laufende Geschäftsjahr.

Kehr konnte immerhin auf steigende Mitgliederzahlen (2830 Personen 2005 gegenüber 2600 im Vorjahr) und das Phänomen verweisen, daß 2005 erstmals mehr Frauen (125) als Männer (105) beitraten. Dem LSVD gehören aktuell rund 1900 Männer (ca. 68 Prozent) und 900 Frauen (ca. 32 Prozent aller Mitglieder) an. Als Grund nannte der Vorstand das erfolgreiche Projekt Regenbogenfamilien, von dem sich vor allem Lesben mit Kindern oder Kinderwunsch angesprochen fühlten. 55 Prozent der Mitglieder zahle laut Kehr den regulären Monatsbeitrag von acht Euro, 13 Prozent einen höheren Betrag. Indes macht der Sozialabbau auch vor den Toren der Homobürgerrechtsbewegung nicht halt: Ein laut Kehr „hoher Anteil" (32 Prozent) nämlich zahle nur einen ermäßigten Beitrag von 2,50 Euro monatlich, „ein Trend, der sich fortsetzt".

Demnach nahm der LSVD im Jahr 2005 durch Mitgliedsbeiträge knapp 230.000 Euro ein. An Spenden erhielt der Bundesverband etwa 15.000 Euro. Aus dem Bundesfamilienministerium erhielt der LSVD-Sozialverein, das nur Vorständlern zugängliche Paralleluniversum des Bundesverbands, im selben Zeitraum Projektmittel in Höhe von knapp 154.000 Euro (Plan 2006: ca. 111.000 Euro). Insgesamt schließt der Verband das Haushaltsjahr 2005 mit etwa 31.000 Euro Schulden ab.

„Dramatischer Endbestand" in der LSVD-Kasse?

Da blieben der Schatzmeisterin Fragen nicht erspart. Einen „dramatischen Endbestand" errechnete ein Mitglied aus dem von Rechenfehlern und falschen Zahlen nicht ganz freien Finanzbericht. Die Mittel reichten ohne „sofortige drastische Sparmaßnahmen" nicht mal, um die politische Arbeit und die Infrastruktur im

aktuellen Geschäftsjahr abzusichern. Ein anderer Teilnehmer monierte das Fehlen eines Etats für 2006 – Kehr hatte „die Dateien in Berlin vergessen" – und warf dem Vorstand vor, dessen Finanzplanung sei wohl „etwas aus dem Rahmen" geraten. „Ich bin von den Vereinen, die ich kenne, gewohnt, daß ein Haushaltsplan vorliegt. Warum wird der den Mitgliedern nicht vorgelegt?" Kehr mußte passen, ihr Amtsvorgänger Jacques Teyssier schob sich ans Mikrophon: Einen Haushaltsplan habe man auf Verbandstagen bislang „noch nie" vorgelegt, zudem sei der aktuelle kein fest fixierter Zustand, sondern befinde sich in einem sich ständig verändernden Prozeß. Die Finanzplanung sei immer von einem „bestimmten Risiko" gekennzeichnet gewesen, da der LSVD „die Kosten für unsere Struktur" seit jeher „den Projekten" in Rechnung stelle – im Klartext: dem Bundesfamilienisterium. Aber keine Panik: Man erwarte noch 30.000 Euro von der Bundesregierung und damit wären, so Teyssier, „quasi auf einen Schlag unsere Probleme für das Jahr gelöst!" Teyssiers Lebensgefährte, der Ex-Vorständler Volker Beck, sprach von einem normalen „Abschmelzprozeß", den es immer mal im LSVD gegeben habe: „Wir haben früher auch schon Etatposten im Haushaltsplan sperren müssen." Andererseits: „Das Finanzamt hat dem LSVD einmal die Gemeinnützigkeit aberkennen wollen, weil wir zuviel Vermögen hatten." Wo das nur geblieben ist? Vergleiche hierzu „Wer wird Millionär?" und „LSVD 3 x klingeln" in *Gigi* Nr. 27.

Die von Teyssier genährte Hoffnung auf mögliche ausstehende Regierungsgelder verfing indes nicht. Schatzmeisterin Kehr („Ein Haushaltsplan entspricht nicht der Tradition des LSVD") und Günter Dworek versuchten angesichts des „Haushaltslochs" die Wogen zu glätten. Er habe schon „mehrfach ähnliche Situationen" im LSVD erlebt, so sei es beispielsweise bei der Anschubfinanzierung von neuen hauptamtlichen Stellen „immer eng bei den Finanzen geworden". Das fand ein Teilnehmer im Saal als Erklärung „ein bißchen dürftig". Dem LSVD fielen in diesem Jahr allein 40.000 Euro an Zuschüssen aus dem Familienministerium weg, außerdem fehlten 46.000 Euro in der Kasse, um das Jahr bei Null zu beenden (vgl. „Und der Kassenwart stottert", *Gigi* Nr. 31). Daraus ergebe sich rechnerisch ein Defizit von 70.000 Euro, und das bei Rücklagen von weniger als 45.000 Euro. „Mir gefällt das Verfahren nicht, daß so getan wird, als hätten wir kein Problem. Das Verfahren erscheint mir unseriös auch vor dem Hintergrund, daß kein Haushaltsplan vorgelegt wird."

Ein anderer Redner fand die Präsentation der Zahlen „etwas dünne". Der Bericht für 2005 sei „wenig aussagekräftig" da die Vergleichszahlen aus dem Vorjahr fehlten. Der sonst eher ruhige Saar-Landesvorständler Müller-Kittnau, den wohl auch ärgerte, daß die Landesverbände vom Bundesverband chronisch knapp bei Kasse gehalten werden, polterte gar: „Das sieht mehr als konkursverdächtig aus!" Manfred Bruns mühte sich, die Gemüter zu beruhigen und plädierte dafür, den Haushaltsbericht am zweiten Tagungstag nachzulegen, denn der LSVD habe der Öffentlichkeit „nichts zu verheimlichen" (vgl. „Ladykracher in Köln", *Gigi* Nr. 31). Jedoch müsse man in Zukunft zweifellos „kürzer treten". Mit der Finanzierung der halben Stelle für das Regenbogenprojekt aus Eigenmitteln habe sich der Verein „einen dicken Posten vorgelegt". Es komme jedoch nicht in Frage, Schulden zu machen. „Das wäre das Ende unseres Vereins". Geht es nach Günter Dworek, wird das so schnell nicht geschehen, schließlich wolle der LSVD auch künftig „nicht nur über den Tellerrand hinausgucken, sondern auch hinauslöffeln". Recht treffend umschrieb er damit den Zustand des LSVD zum 18. Verbandstag: Ein hemdsärmeliger Suppenkasper und Kleckern als Politikstil.

Das Foto
zeigt den LSVD-Bundesvorstand von links nach rechts in der Fassung von 2006: Hartmut Schönknecht, Martin Pfarr, Julia Borggräfe, Axel Hochrein, Axel Blumenthal, Annette Hecker, Manfred Bruns, Uta Kehr, Günter Dworek, Sabine Gilleßen, Jacques Teyssier und Philipp Braun

Foto: LSVD-Pressefoto/Holger@Jakobs.com/LSVD.de – Bearbeitung: Gigi

Errata

1. Im Beitrag „Berliner Ensemble" (*Gigi* 42, Seite 11) bezichtigte Eike Stedefeldt Jörg Litwinschuh, Pressesprecher des Berliner CSD e.V. zu sein. Das ist vom Titel her natürlich ganz falsch, auch wenn von Pressesprecherin Kirsten Blanke bisher keine Verlautbarung bei *Gigi* einging. Im Gegensatz zum Herrn Litwinschuh, der zum Beispiel am 31. Januar 2006 namens besagten Vereins eine „Einladung an die Berliner Medien" zur Podiumsdiskussion im Rathaus Schöneberg sandte und sich seit 1. Februar 2006 „freiberuflich tätiger Berater Community Relations für den Berliner CSD e.V." nennen darf. – Auf Seite 10 wurde derselbe auch als Geschäftsführer der Initiative „Queer Nations" (QN) vorgestellt, im Bildtext auf Seite 11 jedoch zum QN-Vorstand geadelt. Wir halten den Fehler für weniger erheblich als die Frage, was – rein menschlich betrachtet – schlimmer ist: selber in *diesem* Vorstand zu sitzen oder freiwillig dessen Lakai zu geben. (Politisch gesehen läuft ohnehin beides auf dasselbe hinaus.)
2. Ein *Gigi*-Abonnent aus Berlin-Marzahn löste das Herkunftsrätsel jener Karikatur, die Olaf Apels Beitrag „Benedikts Gastmahl" (*Gigi* 42, Seite 24) illustrierte. Es handelt sich um den Titel-Cartoon des 1991 erschienenen Bandes Nr. 1 von „Schwester Maria-Theresa" aus dem Alpha Comic-Verlag. Der Zeichner firmiert unter „Maester". *Gigi* bedankt sich für den Tip.

Impressum

ISSN 1437-3076, **Post:** Redaktion Gigi, Postfach 080208, 10002 Berlin; **Büro:** Greifswalder Straße 4, 10405 Berlin; **E-Mail:** redaktion@gigi-online.de; Fon/Fax: 0180/4444945; **Internet:** www.gigi-online.de; **Herausgeber:** wissenschaftlich-humanitäres komitee (whk); **Verleger:** Förderverein des whk e.V.; **Redaktion:** Lizzie Pricken, Ortwin Passon, Dirk Ruder, Eike Stedefeldt (V.i.S.d.P., Layout); **Ständige Mitarbeit:** Ira Kormannshaus; **Anzeigen:** 0180/4444945; redaktion@gigi-online.de; **Erscheinungsweise:** zweimonatlich; **Druck & Weiterverarbeitung:** Druckerei Schmohl & Partner, Berlin. **Das Abonnement** ist nur zum Ende des Bestellzeitraums kündbar. **Manuskripte** bitte per e-mail, auf Diskette oder CD-ROM einreichen. Für unverlangt eingesandte Manuskripte und Fotos keine Gewähr. Es besteht kein Honoraranspruch. Namentlich gekennzeichnete Beiträge geben die Meinung der Autorin oder des Autors wieder. Nachdrucke oder Veröffentlichung in elektronischen Medien sind nur mit Genehmigung von Redaktion oder Autorln statthaft. Kein Schadensersatzanspruch bei Nichterscheinen. **Eigentumsvorbehalt:** Die Zeitschrift bleibt Eigentum des Absenders, bis sie der/dem Gefangenen persönlich ausgehändigt worden ist. „Zurhabenahme" ist keine Aushändigung im Sinne dieses Vorbehaltes. Wird die Zeitschrift nicht oder nur teilweise persönlich ausgehändigt, so sind die nicht ausgehändigten Teile mit Begründung an den Absender zurückzuschicken.

Café Koblenz
Regenbogen
Der Treff für Gays, Lesbians & Friends
Gegenüber dem Hauptbahnhof
Markenbildchenweg
Ecke HohenzollernstraBe
Täglich 1-Euro-Party
Geöffnet ab 18.00 Uhr

Integration fordern – Ausschluß fördern

Ungenügende „Integrationsbemühungen" in Deutschland lebender Migranten und eine daraus resuliterende „brisanten Gemengelage" für Lesben und Schwule beklagt der Lesben- und Schwulenverband (LSVD) in seinem euphemistisch mit „Für Respekt und Selbstbestimmung" betitelten und am 25. März auf dem Kölner Verbandstag verabschiedeten Migrationspapier. Respekt? – Für weiße Mittelstandshomos gern, aber bitte nicht für Moslems, denn „der Respekt vor anderen Kulturen und Religionen muß dort aufhören, wo Menschenrechte verletzt werden". Warum die vom LSVD geforderte „Integrationsoffensive" von Migranten als Provokation und unverholene Drohung mit dem repressiven Ausländergesetz verstanden werden muß, erläutert in einer Analyse des Papiers HORST SCHMIDT

Als für die Bundesrepublik Deutschland am 1. Januar 2005 das Zuwanderungsgesetz in Kraft trat, änderte sich so einiges. Es waren nicht vor allem die juristischen und praktischen Auswirkungen, die das Leben von Menschen konkret verändert hätten, denn sie waren nicht sehr zahlreich, sondern die Konsequenzen, die sich aus dem *Eingeständnis* ergaben, eine *Einwanderungsgesellschaft* zu sein. Damit bekam einen amtlichen Stempel, was schon lange Realität war: Es gibt Menschen in Deutschland, die eingewandert sind, Menschen die Nachkommen von Eingewanderten sind, und Menschen, die als Partnerinnen und Partner im Rahmen des Familiennachzugs nach Deutschland ziehen. Diese Menschen sind nicht „Gäste", sondern gegebenenfalls bereits „Deutsche" – ob nun durch Einbürgerung oder durch Geburt. Eltern können sich seit der Novelle des Staatsangehörigkeitsrechts nicht aussuchen, ob ihr Neugeborenes die deutsche Staatsbürgerschaft haben soll oder nicht, sie kommt von Amtswegen zum Kinde, auch wenn die Eltern dies explizit nicht wünschen.

In aller Munde, vollkommen geschmacksneutral

Eine der wenigen Konsequenzen, die sich in der Praxis aus der Neuregelung ergaben, waren die „Integrationskurse", die nun a) zur staatlichen Aufgabe und b) verpflichtend für alle neu Einwandernden wurden. Dabei handelt es sich laut Gesetzestext um ein „Grundangebot zur Integration": „Der Integrationskurs umfaßt Angebote, die Ausländer an die Sprache, die Rechtsordnung, die Kultur und die Geschichte in Deutschland heranführen. Ausländer sollen dadurch mit den Lebensverhältnissen im Bundesgebiet so weit vertraut werden, daß sie ohne die Hilfe oder Vermittlung Dritter in allen Angelegenheiten des täglichen Lebens selbständig handeln können" (§ 43 Abs. 2 Zuwanderungsgesetz). Absatz 3 sagt dann, wie diese Ziele zu erreichen seien: „Der Integrationskurs umfaßt einen Basis- und einen Aufbausprachkurs von jeweils gleicher Dauer zur Erlangung ausreichender Sprachkenntnisse sowie einen Orientierungskurs zur Vermittlung von Kenntnissen der Rechtsordnung, der Kultur und der Geschichte in Deutschland. (...)"

Warum dieses Zitat? Darum: Während das Wort „Integration" seit geraumer Zeit in aller Munde ist, gibt es in der Bundesrepublik Deutschland keine andere – und vor allem: keine verbindliche – Definition von „Integration". Wer sich auf diesen Begriff bezieht, bezieht sich auf eine Worthülse, die so oder so gefüllt werden kann, im Bedarfsfall aber gar nicht gefüllt werden muß.

Entscheidend ist, was hinten rauskommt.

In „Für Respekt und Selbstbestimmung", dem „migrationspolitischen Papier des LSVD", kommt das Wort „Integration" gleich mehrmals pro Seite vor, neben der „Integrationspolitik" und den „Integrationsproblemen" auch in so schönen Kompositionen wie „Integrationsoffensive" und „Verweigerung von Integrationsbemühungen". Wer sich angesichts der Aussagelosigkeit des Begriffs eine Arbeitsdefinition für ein „migrationspolitisches Papier" wünscht, wird enttäuscht. Offenbar möchte das Papier hauptsächlich *verstanden* werden; auf welchen Vorausannahmen beruhend es verstanden werden möchte – also *wie* –, ist ihm nicht so wichtig.

Im ersten Teil („Homosexualität und Migration"), sollen wir erfahren, wie alles so geworden ist, wie es ist. Obwohl die Überschrift suggeriert, es gehe um Lesben und Schwule und deren Reiseimpressionen, geht es hier vor allem um die Einstellungen von (heterosexuellen) Migrantinnen und Migranten in Deutschland gegenüber Homosexuellen. Die Analyse bietet uns zwei ... wie nennen wir es denn? ... Blöcke. Oder doch lieber ... „Kulturkreise", denn theoretisch möchte das Papier die weltpolitische Gemengelage auf keinen Fall außen vor lassen. Die Kulturkreise heißen hier praktischerweise „Wir" und „Die", Verkomplizierungen à la Huntington müssen gar nicht erst herbeiargumentiert werden.

Was „uns" betrifft, geht es schnell: Es gab den Nationalsozialismus und die Adenauer-Jahre, wo Homosexualität beispiellos verfolgt beziehungsweise kriminalisiert wurde. Dann aber gelang „ein großer gesellschaftlicher Wertewandel", und auch wenn heute noch nicht alles im Lot ist, ist es doch demokratischer Konsens, „daß das in Art. 2 des Grundgesetzes verankerte Grundrecht der freien Entfaltung der Persönlichkeit zu Respekt gegenüber gleichgeschlechtlichen Lebensweisen verpflichtet" – „Lesben und Schwule können heute so frei leben wie nie zuvor in unserem [!] Land."

Die Bilanz bei „denen" sieht leider anders aus. Die Einwanderung hat zu einer Kultur der Vielfalt beigetragen, aber, ja!, leider auch zu „Problemen" und „Konflikten". Diese seien zum Teil staatlicher Förderung der Segregation geschuldet, zum Teil aber auch einer „bewußten Abschottung gegenüber der Mehrheitsgesellschaft". „In einigen Migrantencommunities sind Strukturen entstanden, die eine Integration in die deutsche Gesellschaft zunehmend behindern."

Während „unsere" Verfassung also plötzlich gerade in einem ihrer „Sitten"-Artikel die Rechte von Homosexuellen schützt, lagern bei „denen" Gefahren en masse: „Antihomosexuelle Vorurteile, Diskriminierung und Gewalt gedeihen in einem Umfeld sozialer Marginalisierung und kultureller, religiöser und ideologischer Abschottung vorzüglich. Als besonders problematisch erweist sich dabei die Kombination aus ländlich geprägten, patriarchalischen Familienstrukturen und religiös-fundamentalistischen Werten. Viele junge Menschen, die in einem solchen Umfeld aufwachsen, lassen an ihrer Verachtung für Homosexuelle keinen Zweifel." (Für alle besorgten Leserinnen und Leser zur Beruhigung: Das Wort „Milieu" kommt *nicht* vor.) Ganz ohne staatliche Subvention gelingt es dann diesen Jugendlichen auch noch, Peer Group Education zu machen: „In Stadtteilen, Schulen oder Jugendzentren mit hohem Migrantenanteil lässt sich überdies ein gesellschaftliches Klima beobachten, in dem Homosexuellenfeindlichkeit zunehmend wieder zum 'guten Ton' gehört. Statt zur Integration von Migrantenjugendlichen kommt es zu Assimilierungsprozessen in der Gegenrichtung: Patriarchalische Denkmuster und archaische Ehr- und Moralvorstellungen durchdringen bestimmte Jugendkulturen immer stärker." Und: „In einigen Stadtteilen deutscher [!] Großstädte, in denen Einwanderinnen und Einwanderer heute die Mehrheit der Bevölkerung stellen, drohen Verdrängungsprozesse: Viele Lesben und Schwule, Angehörige anderer Minderheiten und auch viele integrierte Einwandererinnen [sic!] und Einwanderer fühlen sich unwohl in einem von Intoleranz und Aggressionen bestimmten Umfeld."

Da Lesben- und Schwulenorganisationen nicht allein gegen all das angehen können, müssen gesamtgesellschaftliche Lösungen her – ganz Staatspolitik heißt Abschnitt II dann auch „Respekt fördern und fordern".

„Das ist Beirut oder Bagdad, aber nicht mehr meine Sonnenallee": Kaum wegen eines Interviews für die rechtsextreme Wochenzeitung „Junge Freiheit" über die von ihm „sogenannte" multikulturelle Gesellschaft einem Amtsenthebungsverfahren entgangen, durfte Berlin-Neuköllns Bezirksbürgermeister Heinz Buschkowsky (SPD) am 24. Juni 2005 für den LSVD Toleranz-Plakate kleben.

Losungen und Lösungen

Politik und Verwaltung sollen darauf eingeschworen werden, „mit all ihren Maßnahmen deutlich zu machen, daß Respekt gegenüber Lesben und Schwulen zu den unverzichtbaren Grundlagen unseres Zusammenlebens gehört und diesen klar und deutlich einfordern." Zu diesem Zweck soll eine institutionelle Einbindung von Lesben- und Schwulenorganisationen in die Migrationspolitik erfolgen.

Mit Selbstorganisationen von Migrantinnen und Migranten sprechen: Communities sollen die „Debatte über die Gleichberechtigung von Lesben und Schwulen hineingetragen" bekommen, „das Selbstbestimmungsrecht von Frauen, Lesben und Schwulen, selbstbestimmte Sexualität und religiöser Fundamentalismus müssen [!] zum Gegenstand der Auseinandersetzung werden."

Religiösem Fundamentalismus soll entgegengewirkt werden: „Religiös-fundamentalistische Ideologien sind eine wesentliche Quelle für antihomosexuelle Haltungen, Haß und Diskriminierung. Dies gilt für den christlichen Fundamentalismus ebenso wie für den Islamismus." – Und der ist, neben dem katholischen in Polen und dem protestantischen in den USA, das Übel in Deutschland. Entsprechende Organisationen sollen isoliert werden und staatlich nicht mehr gefördert werden, sofern sie es wurden. Eine Aufwertung durch Einladungen soll vermieden werden.

Aufklärungskampagnen, die zielgruppenspezifisch mit entsprechenden Größen unter anderem aus den Communities veranstaltet werden,

Foto: LSVD-Pressedienst

sowie in Aufklärungsveranstaltungen an Schulen und in Jugendzentren soll „im jeweiligen kulturellen Kontext der Einwanderergruppen, z. B. im Islam, reflektiert werden." (...) „In diesem Kontext ist auch zu berücksichtigen, daß in einigen Migrantencommunities alternative Bildungsstrukturen entstanden sind, in denen islamistische Wertmaßstäbe [!] vermittelt werden."

Darüber hinaus sollen die Hilfe und Beratung für und die Selbstorganisation von homosexuellen Migrantinnen und Migranten gefördert, die Elternarbeit intensiviert werden. Homosexuelle, die aufgrund ihrer Homosexualität verfolgt werden (auch wenn dies keine staatliche Politik ist), sollen in der BRD ein Asyl- beziehungsweise Schutzrecht bekommen.

Und was soll jetzt so falsch an all dem sein?

Während im ganzen Text nahegelegt wird, daß die apostrophierten „Migranten" oder „Einwanderinnen und Einwanderer" Menschen aus mehrheitlich muslimischen Ländern oder deren Nachkommen seien, spricht das Papier immer von einer anderen, abstrakten Größe. So hohl die Rede von der „Integration" ist, so aufgebläht die Gruppe, von der der Text handelt. Es gibt nicht nur Türkinnen und Türken, Araber und Araberinnen in Deutschland – und vor allem sind auch diese Bevölkerungsgruppen nicht homogen, sondern in sich vielschichtig. Aber diese Details würden die Konzeption ethnisch-religiöser Parallelstrukturen aufbrechen; die interne Diversität „der" Migrantinnen und Migranten sichtbar zu machen, wäre hinderlich für die Argumentation des LSVD. Denn das hieße zum einen, daß ein umfassend als Bedrohung empfundenes Feindbild relativiert würde: Wenn es nicht mehr „die" Gruppe von Zuwanderern und Zuwanderinnen gibt, verwischt auch das Ziel. Schon die These, daß es Katholische, Jüdische, Orthodox-Christliche, Protestantische, Muslimische, Jezidische, Buddhistische und natürlich auch Nicht-Religiöse unter ihnen gibt, würde die Analyse wie die Prävention und die Intervention vor Herausforderungen stellen, die man erst einmal meistern müßte. Darum wird der einfache Weg bevorzugt und trotzig behauptet: Die müssen sich uns eben stellen – und zwar uns als Homosexuellen. Und wenn sie es nicht tun, sind sie böse.

Interne Diversität ist aber auch aus zwei anderen Gründen wichtig zu *verschweigen*: Zum einen braucht die Argumentation „die" Deutschen, das „Wir" und „unser Land" für eine – in dieser Hinsicht – schlüssige Argumentation. Würden die Autorinnen und Autoren einmal auf die Idee kommen, „die Deutschen" nach ihren Einstellungen („Haltungen", wie es im Text heißt) zu klassifizieren, würde vielleicht der Kulturkreise-Diskurs durchbrochen, den diese Theoretisierung doch so dringend braucht. Es gibt dezidierte Untersuchungen auch zu anti-homosexuellen Einstellungen, unter anderem in den „Deutschen Zuständen" des Bielefelder Soziologen Wilhelm Heitmeyer, welche die Phantasie vom nicht-patriarchalischen, aufgeklärten, die Lesben und Schwulen umarmenden Gemeinwesen in der Bundesrepublik in ein etwas kritischeres Licht rücken als der LSVD.

Darüber hinaus ist der Lesben- und Schwulenverband natürlich als Single-issue-Organisation daran interessiert, von möglichst homogenen Bevölkerungsgruppen auszugehen. Sonst müßte er sich ja überlegen, daß allein schon der Koexistenz von Lesben und Schwulen immer ein erhebliches Asymmetrie-Potential innewohnt. Und hier sind noch gar keine Transidenten, HIV-Positiven, Alten, Homosexuellen mit Behinderung, Pädophilen etc. mitgedacht, geschweige denn deren sozio-ökonomische Statusunterschiede. Ohne „die" Homosexuellen hätte eine solche Organisation selbst keine Existenzberechtigung. Was liegt also näher, als homogene „andere" Communities zu identifizieren, mit denen und gegen die man munter Sandkastenspiele um staatliche Fördergelder spielen kann?

Die Vorstellung, wie mit Selbstorganisationen von Migrantinnen und Migranten gesprochen werden soll, erstaunt: Die „Debatte über die Gleichberechtigung von Lesben und Schwulen" soll da hineingetragen werden, denn „das Selbstbestimmungsrecht von Frauen, Lesben und Schwulen, selbstbestimmte Sexualität und religiöser Fundamentalismus müssen zum Gegenstand der Auseinandersetzung werden." Die Einschätzung, der LSVD könne die Agenda diktieren, zeigt das Verständnis von Migrantinnen und Migranten. Die haben – zum Glück – aber mittlerweile gar keine Lust mehr auf „Dialoge", die nicht auf Augenhöhe geführt werden. Und wäre der LSVD nur ein wenig selbstkritisch, müßte er neben der Bereitschaft, auf Migrantinnen- und Migrantenorganisationen zuzugehen auch anmerken, welche dieser Vereine und Verbände sich bereits wieder von ihm abgewandt haben.

Nur an ganz wenigen Stellen im Text scheinen – diesem grundlegenden Verständnis ganz und gar entsprechend – Menschen auf, die sowohl homosexuell sind *als auch* Migrationshintergrund haben. Spricht der LSVD von „Homosexuellen", meint er vor allem weiße, deutsche, christliche beziehungsweise post-christliche, spricht er von „Eingewanderten", handelt es sich (fast) ausschließlich um heterosexuelle muslimische. Daß diese essentialistischen Zuschreibungen einer Lösung der zu Recht angeprangerten Phänomene hinderlich sind, ist dem LSVD offensichtlich auch nach Jahren des Betriebs seines Berliner Zentrums MILES nicht erschienen. MILES steht in der LSVD-Auflösung für „MIgranten, LEsben und Schwule". Daß „Migranten" und „Lesben und Schwule" hier als Aufzählung, respektive als Gegensatzpaar gedacht werden, gibt einer solchen Unternehmung erst ihren Sinn.

Interessanterweise erscheinen die Lesben und Schwulen mit Migratonshintergrund in dem Text, wenn sie denn erscheinen, grundsätzlich als Opfer ihrer *Herkunftscommunities*, wo sie noch schlechter behandelt werden als die deutschen Homosexuellen. Wie sich lesbische Migrantinnen und schwule Migranten unter homosexuellen Deutschen fühlen, interessiert die Autorinnen und Autoren nicht. Das Selbstbild ist der Reklame entliehen: „Wir sind die Guten!" Daß in Wahrheit Menschen mit Mehrfachzugehörigkeit in allen involvierten Communities mit Problemen behaftet werden und dabei doch bereichernd wirken könnten, auch im Sinne einer Aufklärung über Borniertheiten, „entgeht" hier leider dem Blick.

Rassismus? – Aber doch nicht bei „uns"

Daß in einem Papier, das von Migration handelt, der Begriff Rassismus nicht vorkommt, ist verwunderlich. Daß stattdessen „Fremdenfeindlichkeit" bemüht wird, um ja zu verdeutlichen, daß es sich bei der besprochenen Bevölkerungsgruppe um „Andere" handelt, weist darauf hin, wie wichtig hier die statische Konstruktion von „Eigenem" und „Fremdem" ist.

Daß in einem solchen Papier der Begriff Gender nur ein einziges Mal auftaucht, verwundert umso mehr, als es sich beim LSVD nominell um eine Lesben- und Schwulenorganisation handelt. So wenig Mainstreaming war noch nie ...

Daß in einem Papier, das komplexe Zusammenhänge verständlich zu machen vorgibt, mit dem kryptischen Wort „Integration" hantiert wird, ist bezeichnend für die Auseinandersetzung mit dem, was „Homosexualität und Migration" genannt wird: Die sind Migranten/Migrantinnen, wir sind lesbisch/schwul. Darüber hinaus findet keine Debatte darüber statt, was Rassismus sei, was Gender-Aspekte wären oder wie es sich mit Zugangschancen in die Kernbereiche der Gesellschaft verhält. Stattdessen sollen die Kinder von Eingewanderten wieder nur die deutsche Sprache lernen, um Überfremdungsängste bei der Mehrheitsbevölkerung nicht entstehen zu lassen. Ein Blick nach Frankreich, wo die meisten maghrebinischen Kinder die französische Staatsbürgerschaft haben und keine andere Sprache sprechen als Französisch, würde erhellende Impulse für Integrationsfetischisten jedweder Couleur bringen. Offensichtlich handelt es sich dort bei den wenigsten Problemen um Konsequenzen aus mangelnder „Integration", wie der LSVD sie versteht.

Desungeachtet rekurriert das Papier auf eine immens verstrickte Ausgangslage, ohne produktive Lösungsvorschläge zu bieten, und tut dann

so, als wäre der LSVD alleingelassen mit einer nicht zu bewältigenden Last, Themen auf die Agenda zu setzen, die sonst niemanden interessieren. Hübsch ist das Selbstbild, daß der Verband der einzige sei, der heikle Themen anspricht, ohne ein (unnötiges) Blatt vor den Mund zu nehmen. Vielmehr verweist es ein ums andere Mal darauf, daß Probleme grundsätzlich die Probleme der anderen zu sein haben.

Anstatt tatsächlich eine gesamtgesellschaftliche Debatte über die veränderten Rahmenbedingungen in einer Einwanderungsgesellschaft zu initiieren, verweist der LSVD ein weiteres Mal darauf, daß nur dazugehören darf, wer so ist, wie dieses als besonders liberal und aufgeklärt halluzinierte „Wir" (weiß, deutsch). Und dieses Wir – die Gesamtgesellschaft minus Eingewanderte – soll mobilisiert werden, um bitte, bitte, bitte die antiquierten Identitäten zu retten. Hier ist nicht der Ort, an dem gescheit und in gebührender Länge über die Entstehung von parallelen Strukturen in der Gesellschaft zu sprechen wäre. Das „migrationspolitische Papier" sieht sich allerdings *gezwungen*, auch diese billige Quote zu erheischen ... So viel zur Antwort nur, daß eine partizipative Praxis von diesem unheilvollen Wir Abstand nehmen sollte, das zu den Entstehungs- und Gelingensbedingungen der *großen* Parallelgesellschaft gehört, die Homosexuelle wie Eingewanderte ausschließt, weil die Norm eine andere ist.

Ein bißchen mehr (Selbst-) Beschäftigung mit alltäglichem Rassismus, prekären Aufenthaltstiteln, ungleichem Zugang zu gesellschaftlichen Orten und Gütern, nachrangigem Arbeitsmarktzugang, ein bißchen mehr Sensibilität für die Gewalt, der Nicht-Deutsche tagtäglich ausgesetzt sind, und den Bedingungen, unter denen Ausschlüsse jeden Tag aufs neue praktiziert und zementiert werden, wäre ein Moment näher dran an dem, was ein Verband beschließen sollte, der *alle* Homosexuellen vertreten möchte. Vielleicht würden sogar Nicht-Homosexuelle dann mit der Forderung „Für Respekt und Selbstbestimmung" etwas anfangen können. Denn das würde nicht so klingen, als wollte sich eine Bevölkerungsgruppe zu Ungunsten anderer eine Eintrittskarte für die Mitte der Gesellschaft erschleichen.

Das Problem „Homophobie unter Migrantinnen und Migranten aus mehrheitlich muslimischen Ländern" hätte weniger bombastisch inszeniert, mit einer inhaltsrelevanten Überschrift, kürzer und mit einem etwas analytischeren Weltaufschluß sicher ein brauchbarer Antrag an den LSVD-Verbandstag werden können. Schade, daß wieder einmal eine Gelegenheit verpaßt wurde.

Aber vielleicht wird ja jemand dem nächsten LSVD-Verbandstag erklären, daß Unterschiede zwischen Menschen nicht existieren, sondern *gemacht* werden. Und sollte man es dort begreifen, wird der Verband nicht mehr an solchen Prozessen mitwirken wollen. Dann wären alle einen Schritt weiter ... Die Hoffnung stirbt zuletzt.

Blöd am Donnerstag

Kennen Sie Gabi Decker? Den Namen hatte ich nie gehört bis zum 9. März, elf Uhr. Gabi Decker ist prominent, wie ich zu meiner Schande erst aus der Pressemappe erfahre, das heißt „bekannt und berüchtigt als regelmäßiges Mitglied bei 'Blond am Freitag' im ZDF". Was immer das für eine Sendung sein mag: blond stimmt. Fragen Sie mich nur nicht, was die Frau mit Schwulen zu tun hat. Auf jeden Fall findet sie, daß die Schwulenberatung Berlin, die mit dieser Pressekonferenz ihr 25jähriges Bestehen begeht und als deren Schirmherrin sie sich vorstellt, „viel zu wenig beachtet und gefördert wird".

Zunächst: Wir befinden uns an diesem Donnerstag im Jüdischen Museum. Logisch. Daß die germanische Homoszene kaum noch ohne jüdischen Bezug auskommt, ist Folge der üblen Melange aus NS-Opfergruppen-Konkurrenz, williger Verleugnung homosexueller Nazi-Täter und -Mitläufer unter Suggestion eines „Homocaust", aus trendigem Antisemitismus und Homophobie sowie einer Krise, die soziale Projekte zwanghaft zu dubiosen Mitteln greifen läßt. Als da wären: die durchschaubare Ortswahl für Pressekonferenzen kombiniert mit kreativer Umdatierung von Jahrestagen (der 25. Geburtstag des Ur-Vereins war an sich schon im Mai 2005) oder das Sponsoring durch Pharmariesen mit gasförmiger Vergangenheit, die in zynischen Inseraten ein Leben mit HIV-Medikamenten in leuchtenden Farben erstrahlen lassen.

Im vorliegenden Fall bescherte Glückes Geschick den drei jubilierenden Körperschaften – Schwulen- und Lesbenberatung sowie KomBi (Kommunikation und Bildung vom anderen Ufer) – die historische Kreuzberger Adresse Hollmannstraße 19. Im dortigen Arbeiterwohnheim eröffnet am 9. März 1981 der Verein „Kommunikations- und Beratungszentrum homosexueller Männer und Frauen" seine erste Anlaufstelle für Rat- und Hilfesuchende. 1986 verläßt das „KBZ" die engen Räume und bezieht in der Schöneberger Kulmer Straße 20a das Stockwerk des heute am Mehringdamm 61 kommerzialisierenden, einst der Emanzipation und vor allem proletarischer Tuntenkultur verpflichteten Schwulenzentrums SchwuZ. Als der Diepgen-Stahmer-Senat 1993 die Gelder für die nicht zuletzt im Zuge der AIDS-Krise professionalisierten Einrichtungen streichen will, zieht eine Demo vors Rote Rathaus. Dem Sieg übers Berliner Schwarz-Rot folgen ein interner Budgetstreit und die Trennung: Die Lesbenberatung bleibt, die für Schwule zieht in die Charlottenburger Mommsen- und KomBi nach Tiergarten in die Kluckstraße.

Jährlich 4000 Klientenkontakte und 60 Plätze für betreutes Wohnen weisen die Schwulenberatung heute als größte ihrer Art in Europa aus; etwas spezialisierter angesichts eines engen Netzes von Frauenzentren agiert ihr weibliches Pendant, das sich zum Beispiel um lesbische Migrantinnen kümmert und wo es als niedrigschwelliges Angebot viele öffentliche Veranstaltungen gibt. So wurden aus dem Selbsthilfeprojekt in zweieinhalb Dekaden komplexe, in ihrer Bedeutung kaum zu überschätzende Institutionen mit diplomierten Psychologen, Pädagoginnen, Sozialtherapeuten – und zahlreichen Ehrenamtlichen.

Blond beim lesbisch-schwulen Straßenfest: Gabi Decker

Die Hollmann- als schmale Verbindung zwischen Alter Jakob- und Lindenstraße indes verschwand in der Zeit. Wie günstig, daß sie ausgerechnet Daniel Libeskinds weltbekanntem Museumsneubau wich. Zwar logiert die Schwulenberatung in für Pressekonferenzen bestens geeignetem noblen Ambiente und hätte es ebenso nahe gelegen, die Journaille mal in den Hinterhof zu zitieren, wohin sich Lesben im Notfall flüchten oder in den Mehrzweckwürfel, in dem KomBi dank „Wowis" Rot-Rot-Senat seit 2003 wieder „im professionellen Ehrenamt" sexualpädagogische Stunden für Schulklassen, Lehrer und Multiplikatoren organisiert. Doch welche Redaktion hätte schon jemanden in eine unspektakuläre Fabriketage geschickt?

Auf einer solchen Off-Bühne wäre den Jubilaren vielleicht auch Alexander Schatzlmaier erspart geblieben. Punkt halb zwölf okkupiert die sich als „Biggi van Blond" für ein Taschengeld an die schwulenfeindlichsten Medien von *Bild* über *TV Berlin* bis zum Dudelradio *Hundert,6* verkaufende Pseudotunte mit Zweitfrisur und Leopardenkostüm das Podium. Selbstsüchtig, die Konferenz und die anderen Vereine grob mißachtend, gratuliert sie der „lieben Schwulenberatung" mit 25 roten Rosen: „Ohne eure vielen Ratschläge wäre ich heute nicht die, die ich bin!" – Zur allgemeinen Beruhigung sei mitgeteilt, daß dieser puder- und maskaragewordene Minderwertigkeitskomplex nicht repräsentativ ist für jene Menschen, die die Schwulenberatung als emanzipierte Homosexuelle auf die feindliche Welt losläßt, sondern höchstens ein an diesem Tag, an diesem Ort wohlverdienter Kunstfehler. Blöd am Donnerstag sozusagen.

EIKE STEDEFELDT

Foto: Schwulenberatung Berlin, entnommen aus „Bewegung schafft Veränderung: 25 Jahre Schwulenberatung Berlin"

Vorbild Laborratte

Die Kulturgeschichte einer irdischen Verdammnis „von Moses bis zur Gegenwart" war am 4. Mai 2005 in München Gegenstand eines Vortrages zum 60. Jahrestag der Befreiung Deutschlands – oder besser: der Welt – vom Naziterror. Auf Einladung des Bildungswerks der Humanistischen Union Bayerns ging es dem Referenten darin um die vielgestaltige Weiterverfolgung sexueller Minoritäten in Deutschland nach dem zweiten Weltkrieg. Wir dokumentieren Auszüge aus der Rede des Frankfurter Psychologen

MICHAEL GRIESEMER

Sehr geehrte Damen und Herren, ich darf mich zuerst für die Einladung bedanken und die große Ehre, die es für mich bedeutet, hier zum Befreiungstag meines Landes vom Terror des Nazi-Regimes sprechen zu dürfen.

Ich hatte zuerst gezögert, als man mir als befaßtem Fachler das Thema „sexuelle Minderheiten" vorschlug. Gezögert hatte ich deshalb, weil ich seit Jahren schon den Eindruck habe, daß zwischen der Häufigkeit, mit der uns die Medien den Holocaust – jeden zweiten Fernsehabend inzwischen – als erschütterungskitzliges Infotainment vorführen, und dem in den selben Jahren dabei anwachsenden Neonazitum ein wenig erfreulicher Zusammenhang besteht. Der Faschist hat keine überirdisch-böse Persönlichkeit, wie uns die TV-Gedenkkultur glauben macht; keine, die nichts mit dem normalen Bürger oder uns zu tun hätte – sondern er hat eine ganz banale, allgemeinmenschliche, psychologische Persönlichkeit. Wie wir sie seit Horkheimer und Adorno nennen (sie hatten dieses Nazipsychogramm im Auftrag der Amerikaner in den Fünfzigern ermittelt): die Autoritäre Persönlichkeit. Und schließlich: Daß ein ganzes Kollektiv über eine Minderheit herfällt, ist weltgeschichtlich so wenig Einzelfall wie die Hexenverfolgung der Renaissance oder die paranoide Kommunistenjagd unter McCarthy in den Fünfzigern. Scheiterhaufen hier, Selbstmordwellen dort, Gaskammern andernorts.

Es sind auch nicht nur organisierte Polit-Kampagnen diabolisch böser Politiker; nicht des Stutzers mit dem berühmten Schnauzbart, nicht von Ungeheuern erkenntlich in SS-Uniform, auf die wir zeigen – sondern es gehört auch dazu: eine sozialpsychologische Dynamik. Eine kollektive Wahnbildung innerhalb der Bevölkerung. Erst aus diesem Schlüssel-Schloß-Prinzip entsteht die engverzahnte, entrinnungslose Mordmaschinerie aus Diffamierung und Gesetzgebung, Denunziation und Verhaftung, vom Rufmord bis zur ganz reellen physikalischen Beseitigung. Mithin sind solche Dinge auch nicht zeitgeschichtlich gebunden – oder mit einem Mal vorbei: Sie sind ewiges Menschheitsthema. Ein Volk ist nicht ein- für allemal davon geläutert. Seine Anfälligkeit dafür ist immer wach. Man kann nicht damit abschließen. Man kann sich nur beständig gegen den nächsten Sündenfall wappnen. Wir mögen angesichts dessen, was wir in Hitler-Deutschland Juden angetan haben, heute sogar mit einiger Berechtigung sicher sein, daß dieses in seiner konkreten Form und Zielgruppe sich niemals mehr in unserem Land ereignet – und glücklich sein, daß es vorbei ist; auch hinsichtlich der konkreten Methoden – in diesem Fall der Gaskammer und ungezählten anderen physischen Vernichtungspraktiken – besteht in ihrem Falle durchaus Grund, eine „Befreiung" zu feiern.

Bei *meinem* Thema heute abend aber besteht kein Grund, zu feiern: kein Grund zur Gedenkens-Nostalgie hinsichtlich „Befreiung". Wo wir uns behaglich zurücklehnen und uns selbstgerecht über eine andere Generation erschüttern; eine Zeit, die mit der unseren nichts mehr zu tun hätte; und mit Opfern, von denen wir sicher sein können: Mit diesen wiederholen sich bestimmte Dinge ohnehin nicht wieder. Für bestimmte Menschen aber sind gesellschaftliche Ächtung und staatliche Verfolgung nie vorbei – wenn auch die Methoden sicher andere sind. Und wenn es im Verlauf des Vortrags mir gelingt, just diese düstre Einsicht als die Botschaft zu vermitteln: so hätte diese Rede hier gelohnt.[1]

Wir werden, wenn nicht alles täuscht, in den kommenden Jahrzehnten die Erfahrung machen, daß es auch eine sterile rechtstaatliche Eliminierung von Menschen gibt aus unserer Mitte. Beispielsweise in der Ausschaltung der Prüfung individueller Schuld – damit ein Mensch isoliert für eine „sexuelle Handlung" in lebenslanger Internierung verschwindet. Im Fall der tragischen Pädophilie sind wir da seit kurzem schon soweit, auch wenn Sie das nirgends lesen im Moment noch.

„Abweichlern den Trieb vergiften"

Oder: Im Bereich der Forschung über Trans- und Homosexualität werden wir angesichts der Möglichkeiten der sich entwickelnden Gentechnik und der neurowissenschaftlichen Forschung über die Geschlechtsentwicklung in den kommenden Jahrzehnten auch die Erfahrung machen, daß man die Gesellschaft mit anderen Mitteln von Abweichlern befreien kann, vor denen sie sich ekelt. Es wird sich dabei nicht mal um definierbare Verbrechen handeln, die sich als solches beklagen ließen. Intellektuelle Ethik wird uns da nichts helfen. Keine besorgte Mutter wird nicht in die Apotheke rennen, sobald sie vom Arzt erfährt, daß das Kind, das sie gerade austrägt, ein homosexuelles sein wird. Und glaubt jemand im Ernst, daß nicht drei Viertel der Mütter augenblicklich abtreiben würden, sobald sie bei der Pränataldiagnostik erfahren, es wird ein transsexuelles Kind? Grundsätzlich ist die Wissenschaft bereits heute in der Lage, durch gezielte Hormongaben in Arealen der rechten Gehirnhälfte bei Mädchen das räumliche und mechanische Vorstellungsvermögen zu triggern: Welche Mutter schreckte davor zurück, ihr Töchterchen mit allem zu versorgen während der Schwangerschaft, um es für den Überlebenskampf in einer Technokratenwelt des Patriarchats zu wappnen – auch wenn dies auf die Schaffung eines Normtyps nach marktwirtschaftlichen und industriellen Gesichtspunkten hinausläuft?

Der Vortrag

„Das homosexuelle Kind – Kulturgeschichte einer irdischen Verdammnis. Die Verfolgung gleichgeschlechtlicher Menschen von Moses bis zur Gegenwart" von Dipl. Psych. Michael Griesemer ist vollständig für 5,00 Euro als Druckschrift erhältlich beim Bildungswerk der Humanistischen Union Bayern e.V., Egerländer Straße 4, 82166 Gräfelfing, Telefon 089/8542609

Das obige Foto

zeigt den am 26. Januar 2006 von der Jury zur Realisierung empfohlenen Entwurf Michael Elmgreens und Ingar Dragsets für einen „Gedenkort für die im Nationalsozialismus verfolgten Homosexuellen" im Berliner Tiergarten.

Ein Fachkollege sprach kürzlich in einer großen Tageszeitung davon, sexuellen Abweichlern „den Trieb zu vergiften“[2]. Ein anderer entwickelt Spritzen, damit Kinder nicht vor 14 in die Pubertät kämen. Was da zur Zeit im Gange und schon derzeit möglich ist, weiß man nur als befaßter Wissenschaftler am Puls der neurowissenschaftlichen Geschlechterforschung.

Demnächst wird der letzte Überlebende der Konzentrationslager verstorben sein. Niemand wird dann mehr Zeugnis ablegen können über das Grauen, das über Einzelwesen hereinbrechen kann und wie es kommt, daß der einfache brave Bürger plötzlich an der kollektiven Vergewaltigung des Einzelwesens Anteil haben kann. Gerade aber – so traurig das klingt: Das Schicksal sexueller Abweichungsgruppen *nach* dem Zweiten Weltkrieg in der BRD bis heute, das uns auch die folgenden Jahrzehnte noch bewegen wird: Gerade dieses wird uns stets aufs neue daran erinnern können in der Zukunft, wozu eine Gesellschaft fähig ist mit Menschen, die sie schlicht nicht haben will.

Faschismus kommt aus der Mitte der Gesellschaft

Erst dann werden wir die Chance haben, das Wesen des Faschismus, hier als Eliminierung unerwünschter Minderheiten zu übersetzen, wirklich von seiner Verwurzelung her zu verstehen: Als Dynamik aus dem Herzen der bürgerlichen Mitte – gewissermaßen in seiner bittersten Konsequenz und Wahrheit: Die mit uns allen, mit der menschlichen Psychologie selbst, zu tun hat. Wir werden dann nicht weiter vordergründige Schlagworte wie „Gaskammer“ oder „Judenmord“ benötigen, um den Faschismus in seinem Wesen wirklich zu verstehen: Als die organisierte Eliminierung von allem, was von der Gleichheit abweicht. Die kalte Vernichtung von allem, was für die Gesellschaft keinen Nutzwert hat. Und die Anleitung der Massen hin zur Eliminierung umschriebener sozialer Gruppen; zur Entrechtlichung des Einzelwesens; und nur im Extremfall: Mord.

Als Wissenschaftler hat man angesichts solcher Dinge rund um seinen Forschungsgegenstand eine klare Position zu beziehen gegen politische Gruppen und Ideologien, die an der Demütigung und Entrechtlichung von Menschen beteiligt sind. Es gibt eine natürliche Gegnerschaft zwischen Wissenschaft und Politideologie, ob dies nun den Konservativismus oder Feminismus, die Rechte oder Linke meint. Als Wissenschaftler hat man allerdings auch die verbriefte Freiheit und das Recht dazu, sich diesbezüglich unbeliebt zu machen überall, denn sein Job ist die meßbare Wahrheit. Gerade auch angesichts der Dinge, die hier zu behandeln sind, will ich es an der nötigen Deutlichkeit hier nicht vermissen lassen. Über die Richtigkeit von Theorien läßt sich wissenschaftlich-objektiv sprechen. Massenmord und kollektiver Haß gegen Menschen hingegen *erfordern* eine andere Sprache. Dies umso mehr, als meine eigene Theorie zur Entstehung der sexuellen Grundorientierung (gynaephil = zur Frau hin, androphil = zum Mann hin) eine recht biologische ist. Im Gegensatz aber zu den Nazis, die androphile Männer als genetischen Defekt verfolgten, oder konventionelleren Wissenschaftlern, die von biologischen Befunden denkfehlerhaft automatisch auf eine biologische Störung schließen, glaube ich festzustellen, daß jene Hirnstrukturen, welche beim Menschen eine Vielfalt an sexuellen Orientierungen bereitstellen im Gegensatz zum Tier (als größere Zweckungebundenheit evolutionsgeschichtlich gegenüber dem Determinismus der Laborratte) dieselben Hirnstrukturen der Menschwerdung sind, die uns biologisch auch so „unnötige“ Dinge wie Mathematik, Imagination und Kultur eingeben.

Ich persönlich gehe inzwischen sogar davon aus, daß die auf Fortpflanzung gerichtete sexuelle Funktion in der Evolution sogar das biologische Tor zur Entwicklung partnerschaftlicher Antriebe und Funktionen in den Arten überhaupt war: Die beim Menschen gegenwärtig ihre ursprünglich einzige Sollbestimmung (Nachwuchszeugung) verlassen. Wie Professor Gunter Schmidt vom Landeskrankenhaus Hamburg-Eppendorf kürzlich zur Rolle der Wissenschaft bei der Homosexualität schrieb: Es wurde keine wissenschaftliche Theorie dazu bis dato nicht zulasten dieser Menschen mißbraucht. Der Leser möge mir daher eine teils recht harte Sprache im Laufe meines Vortrages nachsehen, wo es um solche Folgen politischen Mißbrauchs von wissenschaftlichem Tun geht. Es wäre falsch, sich als Wissenschaftler angesichts der Massaker an solchen Menschen auf einen apolitischen Neutralitätsstandpunkt zurückzuziehen. Dieser ist in Fachjournalen oberste Pflicht – nicht aber in solchen Zusammenhängen. Ob ein Junge oder Mädchen eine andro- oder eine gynaephile Sexualorientierung entwickelt (das heißt, zum männlichen oder zum weiblichen Geschlecht; dabei gibt es im Nervensystem auch einen individuellen Grad gleichgeschlechtlicher Kapazität des sexuellen Aktivationsmechanismus, also von Bisexualität), entscheidet sich aus einem komplexen Wechselspiel vorgeburtlicher Weichenstellungen und nachgeburtlicher Kopplungsprozesse, wie ich sie in meiner dreiteiligen „Acta Generale der psychosexuellen Kindesentwicklung“ dargestellt habe.

Der primitivste aller Triebe als Existenzberechtigung

Wie auch immer: Aus heutiger wissenschaftlicher Sicht haben hetero- und homosexuelle Orientierung nichts mit freier oder willkürlicher Entscheidung zu tun, auch nicht mit moralischer Entscheidungsschwäche zwischen richtig oder falsch. Auch eine heterosexuelle Orientierung verdankt sich keiner besonderen Moralität ihres Besitzers (zu entscheiden zwischen Gut und Böse). An diesem Punkt stößt die Humanwissenschaft – ähnlich wie vor rund 500 Jahren Galileis Theorien zur Astronomie – in harten Kollisionskurs mit dem Erklärungsmodell der Kirche. Ihr moralisches Modell für

Foto: Initiative Gedenkort für die im Nationalsozialismus verfolgten Homosexuellen (www.gedenkort.de)

homosexuelle Menschen als etwas Minderwertigem – daran besteht wohl keinerlei Grund zu Zweifel – ist der religöse Prägungshintergrund, der ihnen wie auch Juden und Kommunisten unter Hitler zum Verhängnis wurde. Mit der Wahl Josef Kardinal Ratzingers zum Papst dieser Tage und dem Ort dieses Vortrags, dem konservativ-religiös geprägten Bayern, ist unmittelbar der Anlaß gegeben, diesen ganz zentralen Hintergrund der Ermordung solcher Menschen klar herauszustreichen sowie in seiner Wirkung hin zu ihrer Weiterverfolgung in der neugegründeten Bundesrepublik zu dokumentieren. Gleich deutlich machen möchte ich hierzu, daß ich selber Katholik bin. Christus hat keine Aussagen zur Homosexualität gemacht oder zu einer kirchlichen „Sexualmoral" – eindeutig jedoch zur Nächstenliebe. Nicht diese Sexualmoral unterscheidet uns zudem vom Judentum oder dem Islam, sondern just dieses Bestimmungsstück der Nächstenliebe in seiner spezifischen Bedeutung. Homosexuellenhaß ist kein honoriger „Wert". Vielmehr hat eine sexualisierte Kirchenlehre hier eine Vulgärtheologie des „Mehret Euch" kulturbildend gemacht: Wonach sich des Menschen höchster Lebenszweck nach dem Vorbild und der Triebigkeit der Laborratte zu gestalten hätte, und gerade die primitivste und am wenigsten „sittlich" oder willentlich bestimmbare Eigenschaft, der Triebimpuls, Kinder zu machen, zum Ausweis menschlicher Existenzberechtigung erhoben wird. In den Ursachen für den Holocaust muß man also gewissermaßen tief ins Herz unserer christlichen Vorprägungen stoßen. Der Haß gegen die Minorität der Homosexuellen datiert nicht erst in der Nazizeit – und er endet auch nicht mit ihr.

1943 noch „Offizier für wehrgeistige Führung", war Franz Josef Strauß 1950 Initiator der Bundesprüfstelle für jugendgefährdende Schriften (heute Medien). Die Gründung dieser weltweit einmaligen Zensur-Institution am 18. Mai 1954 war Folge der Verabschiedung des Gesetzes über die Verbreitung jugendgefährdender Schriften am 9. Juni 1953. In ihrer ersten Sitzung am 9. Juli 1954 indizierte sie „Tarzan"-Hefte als für Jugendliche „nervenaufpeitschend und verrohend" und nannte die harmlosen Comics unter Rückgriff auf originäre NS-Sprache „das Ergebnis einer entarteten Phantasie".

Das Jahr 1948

Homosexuelle hatten nach dem Krieg im Gegensatz zu den jüdischen Opfern in keinem alliierten Siegerstaat eine Lobby. *Im Fall der Homosexuellen fiel niemandem auf, daß sie überhaupt fehlen.* Oder wußten Sie bis jetzt, daß ein Arzt mit Namen Schultz[3] – der Erfinder des Autogenen Trainings – als Medizinalrat damals die Atteste unterschrieb, wenn verhaftete Homosexuelle unter amtsärztlicher Aufsicht Prostituierte zu beschlafen hatten? Und nach dieser Beweisaufnahme zum Abtransport im 5.30-Uhr-Zug nach Auschwitz diagnostiziert wurden? Selbst im christlich-puritanischen Amerika lockte die Ermordung Homosexueller in Hitlers Reich keinen Hund vor die Tür. Auch das ehemals kommunistische Rußland – christlich-orthodox vorgeprägt – ist bis heute extrem homosexuellenfeindlich. Wir beobachten derzeit dort, was bei uns hoffentlich nicht irgendwann wieder an der Kirche zu beobachten ist: Daß die russische Kirche aktiv und dokumentierbar die Nationalisten dort unterstützt und offen gegen Juden wie auch gegen Homosexuelle pamphletiert. Betreffs des dritten Siegerstaates England denke man an das Schicksal des Mathematikers und Entschlüsselers des Enigma-Codes im Zweiten Weltkrieg, Alan Turing, dem wir mit der Ausschaltung der deutschen Geheimhaltung sogar ganz wesentlich die Landung in der Normandie verdanken: die Befreiung Europas vom Naziterror, die wir heute begehen. Seine Leistungen fürs Vaterland hat ihm das selbige in den 50ern dann, bis zu seinem Selbstmord, mit öffentlicher Verfolgung wegen Homosexualität gelohnt[4].

Das Diskriminierungsverbot der Bundesrepublik Deutschland 1948 hat von allen Opfergruppen Hitlers exklusiv die Homosexuellen ausgespart. Wohl mehr als schlichte Unterlassungssünde: Homosexualität wurde verfassungsrechtlich 1948 stattdessen, unter Berufung auf ein „allgemeines Kulturbewußtsein" recht trickreich zumal noch, den Straftatsbeständen des sogenannten Sittengesetzes unterstellt. Ferner wurde das Recht homosexueller Menschen auf Persönlichkeitsentfaltung ausgehebelt – perfiderweise auf dem Umweg der Berufung auf besondere Gefährdungen der Jugend durch „Homosexualität". Implizit wurde dabei eine schon seit ca. 1900 in Psychologie und Rechtswissenschaft widerlegte Ursachentheorie benutzt, an die von Freud bis Krafft-Ebing oder Hirschfeld kein Mensch mehr in der Wissenschaft glaubte (Verführung führe zu Homosexualität), verquickt mit einer moralischen, sexualisierten christlich-kirchlichen „Sittlichkeits"-Konstruktion. Der Philosoph Adorno hat die gesetzliche Weiterverfolgung auf diese Weise damals rundheraus als nationale „Schmach" bezeichnet. Seine Abschaffung 1994 verdankt der Homosexuellenparagraph 175 keinem in der Bevölkerung zu verzeichnenden Unrechtsbewußtsein, sondern den rein formalen Belangen der Wiedervereinigung.

Extremisten an der Strafrechtsschraube

Aber auch noch etwas hat sich seit der Abschaffung von §175 im Jahre 1994 vollzogen: die „geschlechtsneutrale" Ausdehnung seiner Auswirkungen seither nämlich auf Kinder als Sexualstraftäter. Zum anderen eine „geschlechtsneutrale" Ausdehnung nach oben: Nicht mehr als eine Handvoll feministischer Extremistinnen und Konservativer hat eben erst in der EU durchgebracht, daß wir inzwischen selbst noch bis zu Achtzehnjährige juristisch plötzlich als „Kinder" zu behandeln haben: *exklusiv fürs Sexualstrafrecht*. Bis 2006 hat die Bundesregierung noch Zeit, diesen Wahnsinn – seither EU-Richtlinie – hier in Gesetze umzusetzen. Eine Bestimmung der Einvernehmlichkeit oder Aufgenötigtheit und Konsensfähigkeit wurde parolistisch ausgeschaltet; ob ein junger Mensch sich überhaupt als Opfer fühlt, spielt keine Rolle mehr zur Habhaftwerdung solcher Menschen. Man besaß sogar die Infamie, selbst einen unter Umständen liebevollen Zungenkuß wie gewalttätigen Analverkehr zu handhaben – da beides ja ein „Eindringen in den Körper" bedeutet. Mindeststrafe von einem Jahr die Folge – für einen Zungenkuß. Die Rechtssicherheit von praktisch jedem Bundesbürger ist inzwischen bedroht durch die erwirkten exakten Bestimmungen und durch Extremisten an der Strafrechtsschraube.

Vor die grundgesetzliche Anerkennung des Menschen in seiner „biologischen Existenz" hat man bei homosexuellen Menschen 1948 die Belange einer „Allgemeinen Sittlichkeit" und des Jugendschutz gestellt: Als sei die Jugend durch das Phänomen bedroht, es könne sich die Homosexualität wie eine seelische Infektionskrankheit verbreiten. Handhabe des Gesetzgebers seit Gründung der Bundesrepublik, diese Menschen auf Umwegen zum Opfer der

Nachkriegsjustiz zu machen. Die diversen Homosexualitätsparagraphen befanden sich durch einige verfassungsrechtliche Tricks so zum Beispiel niemals in Widerspruch zum Gleichheitsgrundsatz im Grundgesetz. Selbst Schrifttum, Berichterstattung, Wissenschafts- und Meinungsfreiheit (mithin öffentliche Bewußtseinsbildung über das Phänomen Homosexualität) waren durch die Belange des Jugendschutzes und der Allgemeinen Sittlichkeit jederzeit juristisch inkriminierbar: Da Homosexualität als unsittlich verboten war, waren wissenschaftliche Ursachenforschung und humanitäre Bemühungen zur Verbesserung der Situation der Betroffenen in den 50er Jahren allenfalls „suspekte Aktivitäten". Der Forscher oder Publizist darüber war des Widernatürlichen selbst verdächtig: Verfolgbar war er wegen jugendgefährderischer Wortrednerei, Alibiierung von moralischer Zersetzung oder Begünstigung zur Begehung von Straftaten.

„Schmutz und Schund"

In der ganzen Peinlichkeit ihres verfehlten Selbstverständnisses offenbart sich in solchen Zusammenhängen meines Erachtens die „Bundesprüftstelle für jugendgefährdende Medien" (BPjM) als Verantwortungsträger: Es wäre naiv anzunehmen, daß diese Kommission hier gegen irgend etwas einschritte, was zusammengedroschene „Schwuchteln" als Prädikat von Männlichkeitserziehung im Kinderprogramm von RTL angeht oder entwürdigende antihomosexuelle Statements im Nachmittagsprogramm des ZDF, wo vielleicht auch homosexuelle Vierzehnjährige davorsitzen auf der verzweifelten Suche nach Versicherungen, sie seien in ihrer Gesellschaft angenommen. In der Bevölkerung ist wenig bekannt, daß dieser programmatische Trupp in den 50er Jahren auf Betreiben des CSU-Rechten Franz Josef Strauß gegründet worden ist: Und zwar, wortwörtlich, als Zensurinstanz gegen „Schmutz und Schund". In Wirklichkeit hat diese Einrichtung im Laufe ihrer unseligen Geschichte nicht nur schlimmste Eingriffe in den Kulturbetrieb und die Wissenschaftsfreiheit zu verantworten, praktisch, wo immer dem konservativen Gusto irgend etwas zuwiderlief: Daß Kinder zur Kinderstundenzeit mit brutalsten Veranschaulichungen von Kindesmißbrauch gegen „Pädophile" „aufgeklärt" werden oder es in Jugendsendungen mittags ab zwei von zusammengedroschenen „Schwuchteln", „Tunten" und „Perversen" nur so wimmelt, wie im Jugendprogramm der Privaten Homosexuelle figurieren: Es ist durchaus kein Zufall, daß man all das geschehen läßt. Fast mag man die beobachtbare Regel gar nicht aussprechen: Gerade Homosexuelle sind für den regeltypischen Konservativen in den Rundfunkräten menschlich „Schmutz und Schund".

Wie wenig die Realität der Dinge im gesellschaftlichen Bewußtsein präsent ist, das mag auch die Verwunderung widerspiegeln, die der Begriff vom „homosexuellen Kind" auslöst. Seit Dr. Hirschfelds Berliner sexualwissenschaftliche Bibliothek, die größte seinerzeit weltweit, in den Flammen der Nazis aufging, ist der Begriff wie auch die bloße Denkmöglichkeit aus dem öffentlichen Bewußtsein offensichtlich wie ausgelöscht. Man scheint heute wieder weitgehend des Glaubens zu sein, homosexuelle Menschen wüchsen auf den Bäumen, von wo sie dann mit achtzehn plötzlich heruntersteigen um ihre bürgerliche Gesellschaft zu unterwandern, als geglückte Beispiele unserer Liberalität. Theoriebildungen werden zur Erklärung der Homosexualität bisweilen angestrengt, als verwandle etwa der Kuß eines Homosexuellen oder Pädophilen unsere heterosexuellen Traumprinzen – „Simsalabim" – in einen eklichten homosexuellen Frosch.

Meine Damen und Herren, ich möchte jetzt zum Abschluß kommen. Was ich in der Summe hier aufgezeigt habe, macht Ihnen vielleicht jetzt etwas verständlicher, wieso ich eine gewisse Zurückhaltung hatte, als Entwicklungspsychologe an dem Thema hier „Befreiungstag" zu feiern. Denn quod erad demonstrandum: Zum Feiern haben wir bei diesem Thema keinen Grund. Vielleicht bin ich zu pessimistisch. Vielleicht hat meine Einschätzung auch zu sehr mit meiner momentanen Arbeit zu tun und den angeschlagenen Menschen, die mir dabei recht oft begegnen. Aber ich persönlich habe das Empfinden, daß wir uns in unserer Gesellschaft im Augenblick sogar in einem hochgradig gefährlichen Stadium befinden: Wo alles wieder möglich erscheint. Wenn Sie sich vielleicht im nachfolgenden Anhang über die Wirklichkeit einer ganz anderen Gruppe informieren wollen, so wird meine Bestürzung sicherlich bald Ihre sein. Daß unsere Bevölkerung inzwischen schon nicht mehr imstande ist, auch nur die allerprimitivsten Transfers aus den gespenstischen Entwicklungen des Nazi-Reiches gegen umschriebene Gruppen auf unser Hier und Heute zu leisten. Man macht sich vielleicht erst in der Beschäftigung mit diesen Menschen wirklich ein Bild darüber, wozu unsere Gesellschaft inzwischen schon wieder so alles fähig ist, es anderen Menschen anzutun.

Nachtrag 2006

Ich hätte meinen Vortrag über die Homosexuellenverfolgung in der Nazizeit und danach vermutlich nicht so gehalten, wäre mir zu diesem Zeitpunkt bereits bewußt gewesen, daß die Mehrheit der Homosexuellen mit den Nazis kollaboriert hat und daß unter den ca. 6000 Ermordeten, für die man sich selbst Holocaustmahnmäler setzen läßt, vor allem ausgerechnet jene Homosexuellen waren, an deren Jagd sich die Homosexuellenverbände heute so empathisch beteiligen: „Sexualtäter gegen Minderjährige" – nach dem 175er der Hitlerzeit bereits Ephebo- und Pädophile. Für Homosexuelle wie auch Feministen gilt bei dem heiklen Thema: Es hat niemand in diesem Land irgendwelche „demokratischen Rechte" für sich einzufordern, der anderen ihre Grundrechte abspricht. Es hat auch niemand in diesem Land ein Gehör für sich als „diskriminierte Minderheit" einzufordern, der im selben Atemzug seine Umgebung anhält, anderen jedes Gehör strikt zu verweigern, es könnte ihnen ernstlich Unrecht widerfahren. Wir brauchen leider keine Rekonstruktion der Nazizeit, um dieses Verhalten Homosexueller in ihrer Mehrheit direkt zu beobachten. Homosexuelle und ihre Verbände haben mittlerweile das einzige Tabu gebrochen, das sie selber seit dreißig Jahren schützte, nämlich niemanden aufgrund seiner bloßen Orientierung staatlich bereits als Straftäter zu verfolgen. Das Orwellsche Grauen des Homosexuellen, der sich heute „befreit" fühlt und über dem in zwanzig Jahren die Rekriminalisierung und -psychiatrisierung zusammenschlägt, sobald wir hormonelle Schwangerschaftsindikationen dagegen haben, wird das des liberalisierten Pädophilen in den 70ern sein, der sich in den 90ern im Maßregelvollzug wiederfindet: Weil er aus seiner „krankhaften Orientierung" ein regelrechtes Prinzip, ja sogar eine „eigene Lebensform" hat machen wollen, wie die Homosexuellen.

Anmerkungen/Quellen

[1] Hier ausgespart sind Griesemers Schilderungen der bedrückenden Wirklichkeit vor allem homosexueller Heranwachsender (im heterosexuellen Milieu).

[2] Es handelt sich um den Kölner Psychologie-Professor Arnfried Binting. Das Interview mit ihm erschien am 31. Januar 2005 in der *tageszeitung* (taz) unter dem Titel „Pädophilen den Trieb vergiften." Binting im O-Ton: „Endziel ist es, den Trieb zu vergiften. Und zwar so nachhaltig, daß auch Masturbationsphantasien nicht mehr genossen werden können, sondern kritisch hinterfragt werden."

[3] Gemeint ist der auch in Florian Mildenbergers Artikel „Zurück auf Los!" in *Gigi* Nr. 42, S. 6, erwähnte Nervenarzt Johannes Heinrich Schultz (1884-1970).

[4] Zu Alan Turing vgl. Jörg Enderleins Artikel „Lügen, Sex und Enigma" in *Gigi* Nr. 19, S. 30)

Publikationen des Autors zum Thema

Acta Generale der psychosexuellen Kindesentwicklung, I. Was den Mann zum Weibe zieht: Licht im Dunkel vorgeburtlicher Entwicklungsgeschichte. (2005; in Vorb.)
Acta Generale der psychosexuellen Kindesentwicklung, II. Das Mediatormodell der sexuellen Orientierungsentwicklung. (2005; in Vorb.)
Acta Generale der psychosexuellen Kindesentwicklung, III. Kindesmißbrauch: Anatomie einer Hysterie. (2005; in Vorb.)
Auf www.itp-arcados.net sind zum download frei:
Integrative Ursachentheorie zur Entstehung der paedophilia erotica. Öffentliche Theorievorstellung. (2005)
Argument für alles. Zur empirischen Wirklichkeit von Mißbrauchssymptomen. (2005)
Analyse einer Hysterie. Medienkriminologische Dimensionen der Mißbrauchsberichterstattung. (2004)

Foto: Wikipedia

Tränenbüchlein geschlossen

Elisabeth Wust

Elisabeth „Lilly" Wust ist tot. Wie der Berliner *Tagesspiegel* am 21. April ohne Angabe eines Todesdatums meldete, sei die NS-Mutterkreuzträgerin mit lesbischem Coming out, deren Liebe zu der jüdischen Widerstandskämpferin Felice Schrangenheim die Vorlage für das dokumentarische Buch „Aimée und Jaguar" (1998) von Erica Fischer und den gleichnamigen Spielfilm abgab, im Alter von 93 Jahren friedlich in einem Altersheim gestorben. Wie Wusts Sohn Eberhard gegenüber der Zeitung sagte, sei seine Mutter „hellwach bis zuletzt" gewesen.

Das Blatt erinnerte ausführlich an die tragische, im Herbst 1942 beginnende Geschichte der beiden Frauen. „Jaguar (Wusts Kosename für Felice – *Gigi*) wurde vor 62 Jahren von den Nazis ermordet. Aimée (Felices Kosename für Wust – *Gigi*) widmete ihr ein Ehrenzimmer, in dem sie Bilder und Liebesbriefe ... verwahrte. Das Zimmer in der Wohnung in Lichterfelde Süd gibt es noch, die Wände sind schwarz vom Kerzenruß. Jeden Tag zündete Aimée für Jaguar eine Kerze an, bis zuletzt."

Anderthalb Jahre lang konnte die damals 29jährige Wust, „eine Mitläuferin des Nazi-Regimes" und „mit einem strammen Wehrmachtssoldaten verheiratet" (*Tagesspiegel*) ihre jüdische Freundin vor Nazi-Häschern verstecken, aber Felices Deportation nach Theresienstadt und ihre schließliche Ermordung nicht verhindern. Als Wust, die in den fünfziger Jahren aus Verzweiflung noch einmal einen Mann geheiratet hatte, Ende der 90er Jahre in Talkshows über ihre Lebensgeschichte sprach, erhielt sie Drohbriefe („Sie sind pervers!"), in denen sie als „Nazi-Schlampe!" beschimpft wurde. Ihre Wohnungstür wurde mit Jauche beschmiert. Den Lebensunterhalt verdiente Wust bis ins hohe Alter als Putzfrau; vor rund zehn Jahren trat noch einmal eine Frau in ihr Leben.

Wusts Erinnerungsstücke, zwei Koffer mit Gedichten und Tagebüchern, habe Aimées 68jähriger, in Israel lebender Sohn Eberhard dem Jüdischen Museum Berlin übergeben, berichtet der *Tagesspiegel*. An dem Tag, als die Nazis sie aus der Wohnung holten „da hörte Mutti nicht mehr auf zu weinen".

Krisenbiedermeier 1

Die staatliche „Flucht in die Biologie" kommentiert der Publizist Robert Kurz in der Tageszeitung *Neues Deutschland* vom 7. April 2006:

„Wenn die gesellschaftliche Krise sich zuspitzt, flüchten die Ideologen gern in die Biologie. Deshalb hat die deutsche Krisendebatte die persönlichen Blutsbande wieder entdeckt. In einer 'neuen Bürgerlichkeit' möchte die abstürzende Mittelklasse am liebsten Thomas Mannsche Großfamilie spielen, um in einer Art Krisenbiedermeier Saturiertheit zu simulieren. Aber dieses Programm läuft nicht. Es ist verräterisch, wenn der konservative Bestseller-Autor Frank Schirrmacher vor allem die weiblichen Tugenden als Rettungsprogramm für den sozialen Katastrophenfall abrufen möchte. Nicht der bildungsbürgerliche Geistesgroßfürst oder der traditionelle patriarchale Familienernährer ist gefragt, sondern die grenzenlose mütterliche Liebesarbeit und Selbstaufopferung, die den zusammenbrechenden Sozialstaat ersetzen soll. Die Propaganda einer neuen Familienidylle will die Last der Krise auf die Frauen abwälzen, die sich für ihre scheinheilige Glorifizierung als das wahre starke Geschlecht nichts kaufen können. Erst recht verlogen ist das Argument, eine erhöhte Gebärfreudigkeit könne den Karren der Sozialversicherungen aus dem Dreck ziehen ... Statt des drohenden Überhangs an unfinanzierbaren Rentnern sollen kinderreiche junge Familien die soziale Landschaft bevölkern. Aber die jetzt in die Welt gesetzten Kinder wachsen in eine programmierte Zukunft von Arbeitslosigkeit und Billiglohn hinein ... Das soziale Gefälle wird weniger davon bestimmt, wem jetzt noch eine Karriere gelingt und wem nicht, sondern davon, wer eine Erbschaft von angespartem Geld- oder Sachvermögen aus den längst verflossenen Zeiten der Prosperität macht oder erwarten kann und wer nicht. Aber irgendwann wird dieser Speck abgeschmolzen sein. Dann können Großeltern, Eltern und Kinder nur noch ihre gemeinsame Armut bewirtschaften ... Nicht neobiedermeierlicher Nestbau ist angesagt, sondern radikale Kritik der bürgerlichen Produktions- und Geschlechterverhältnisse."

Krisenbiedermeier 2

Die absolute Geburtenzahl ist in der Bundesrepublik Deutschland „seit 1972 niedriger als 1946", meldet das Statistische Bundesamt.

Wie die Wiesbadener Behörde am 17. März mitteilte, habe sich die durchschnittliche Kinderzahl je Frau in Deutschland in den letzten Jahren nicht wesentlich verändert und fiel im Jahr 2004 die Geburtenziffer von statistischen 1,36 Kindern pro Frau „etwas höher als in den drei vorangegangenen Jahren aus". Jedoch werde damit „das zum Ersatz der Elterngeneration" notwendige Niveau von etwa 2,1 Kindern je Frau „deutlich unterschritten". Eine durchschnittliche Kinderzahl von mindestens 2,0 je Frau habe es in West- und Ostdeutschland zuletzt Anfang der 1970er Jahre gegeben, so das Amt.

Dramatisch sei der Geburtenrückgang nach wie vor in den – von Sozialabbau und Arbeitslosigkeit besonders betroffenen – ostdeutschen Budesländern und Berlin-Ost, wo „nach der Wiedervereinigung die Geburten geradezu eingebrochen" seien „bis zu einem Tief der zusammengefaßten Geburtenziffern von 0,77 Kindern je Frau in den Jahren 1993 und 1994." Seitdem habe dort die durchschnittliche Kinderzahl zwar wieder bis 2004 auf 1,31 (ohne Berlin-Ost) zugenommen. Jedoch: Eine niedrigere zusammengefaßte Geburtenziffer als Deutschland weisen innerhalb der Europäischen Union zur Zeit unter anderem Tschechien und Polen mit 1,23 sowie Griechenland mit 1,29 auf (Angaben von Eurostat für das Jahr 2004).

Genossin Drag Queen

Vladimir Luxuria zog als erste offene Drag Queen der italienischen Geschichte bei den Parlamentswahlen im April in die römische Volksvertretung ein. Die Mann-zu-Frau-Transsexuelle, die sich nicht als transsexuell, sondern als „übergeschlechtlich" (transgender) bezeichnet, war von der kommunistischen Rifundazione Communista auf den obersten Listenplatz gesetzt worden. Ihre erfolgreiche berufliche Karriere hatte Vladimir Luxuria in der Bahnhofsprostitution begonnen.

Im Wahlkampf hatte Luxuria unter anderem die katholische Kirche kritisiert und sich einen Talkshow-Showdown mit der für eine neofaschistische Partei antretenden Enkelin des einstigen „Duce", Alessandra Mussolini, geliefert, was auch für Schlagzeilen in der deutschen Presse sorgte. So hatte der *Wiesbadener Kurier* Ende Februar aus Rom berichtet, Luxuria, „nicht männlich, nicht weiblich, aber voller Ideen", wolle vor allem die Rechte sexueller Minderheiten im Parlament vertreten.

Luxuria sei vielen Menschen im Land bereits seit Jahren aus Filmen, Theaterstücken, Talkshows und Diskotheken ein Begriff, so das Blatt. „Schlicht, mit einem Hauch von Make-up, das schwarze, mittellange Haar streng mit einem Mittelscheitel geteilt, tritt Vladimir vor die Presse. Allehöchstens der knallorange Satin-Blazer verleiht einen Touch von Extravaganz. Im wahren Leben ist Luxuria das Gegenteil von dem ausschweifenden Showmenschen in exzessiven Outfits, den er/sie sonst auf der Bühne präsentiert. Bürgerlich im Jahr 1965 als Wladimiro Guadagno geboren, bemerkte er bereits als Jugendlicher, daß er sich nicht mit seinen äußerlichen Geschlechtsmerkmalen identifizieren konnte. Heute ist Luxuria weder männlich noch weiblich – und kommt im Gegensatz zu vielen anderen mit dieser Situation bestens zurecht."

Nach der vom Mitte-Links-Bündnis gewonnen Wahl gilt die Übergeschlechtliche, die 1994 Roms erste Homo-Parade organisierte, als heiße Kandidatin für den Posten der Ministerin für Gleichstellung.

Vladimir Luxuria

Aus der Mode 1

Ob es in Rußland Feminismus gebe, fragt die Nachrichtenagentur *RIA Novosti*:

„Die Frage wird von den meisten russischen Bürgern mit 'Nein' beantwortet. Laut den Experten ist das historisch bedingt und erklärt sich mit den nationalen Traditionen ... Die russischen Feministinnen waren nie bestrebt, eine spezifische Frauenkultur zu schaffen, die der Männerkultur gegenübergestellt werden sollte – weder im 19. Jahrhundert, als sie um ihr Recht auf Bildung kämpften, noch in den 1920er Jahren, als sie eine sexuelle Revolution propagierten, noch späterhin, als sie in den 70er und Anfang der 80er Jahre gegen die 'falsche' Emanzipation der Sowjetfrauen auftraten."

Nach 1995 sei der Feminismus jedoch „aus der Mode gekommen". Wie das kam? „Die „Begeisterung (! – *Gigi*) westlicher Stiftungen über den russischen Feminismus ebbte ab. Es gab immer weniger feministische Zeitschriften und Web-Seiten."

Was *RIA Novosti* verschweigt, ist das kürzlich von der Regierung erlassene und mit drastischen Gefängnisstrafen aufwartende Gesetz, das es russischen Bürger- und Menschenrechtsgruppen verbietet, ihre Arbeit durch Projektgelder aus dem (westlichen) Ausland mitzufinanzieren. Mit dem Gesetz entledigte sich die Regierung quasi auf einen Schlag der außerparlamentarischen Opposition, einschließlich der feministischen.

„Im Parlament gibt es ... keine feministische Fraktion mehr.." Noch vorhandene Frauengruppen stünden „in keiner direkten Beziehung zum Feminismus." – Was immer das heißt.

Aus der Mode 2

Die bei linken Homo- und Migrantengruppen umstrittene Plakatkampagne „Çigdem ist lesbisch, Vera auch" des Lesben- und Schwulenverbands in Deutschland (LSVD), Abteilung Berlin-Brandenburg, kritisiert Çigdem Ipek in *Berliner Morgenpost*:

„Jahrelang suchte ich vergebens und fand nicht einmal Kaffeetassen mit meinem Namen drauf, immer nur mit Christa oder Claudia ... Und nun stand er da, einfach so auf einem Plakat in der Friedrichstraße, und dazu noch in großen Lettern: Çigdem ... Doch der Text ging noch weiter 'Çigdem ist lesbisch, Vera auch'. Wie jetzt? Lesbisch? Nach 26 Jahren sehe ich zum ersten Mal meinen Namen irgendwo stehen, und dann gleich – lesbisch? Das geht mir jetzt aber zu schnell! Es hilft auch nicht zu sagen 'Vera auch', denn die nächsten Wochen wird mir diese Vera wohl nicht zur Seite stehen, wenn meine Freunde mich neckisch auf dieses Plakat ansprechen. Ich sehe sie schon förmlich grinsen. Dabei gibt es so viele Namen ... warum dann meiner, den man weder kennt noch aussprechen kann?... Hätten Sie gewußt, daß er aus der Türkei stammt und Herbstzeitlose bedeutet? ... Ich finde es nicht peinlich, daß mein Name im Zusammenhang mit einer Aufklärungskampagne genannt wird. Daß ich mich über das Sichtbarwerden meines Namens freue, zeigt, wie wichtig Anerkennung ist, und die gönne ich allen Homosexuellen. Was mich enttäuscht hat, war mehr die Umsetzung der Idee. Auf dem Plakat ist eine Gruppe junger Frauen zu sehen, die sich solidarisch um den Spruch versammeln: 'Çigdem ist lesbisch. Vera auch. Sie gehören zu uns. Jederzeit!' Vielleicht bin ich ja die einzige, aber überzeugend fand ich diesen Spruch nicht. Als erstes habe ich mich gefragt, was dieses 'uns' meint – und was der Zusatz 'jederzeit' soll? Was hat man sich darunter vorzustellen: uns Frauen, uns Lesben, uns Homosexuellen, uns Deutschen, uns Türken oder uns Menschen? ... Der Vorgänger der Kampagne, 'Kai ist schwul. Ali auch' war nicht viel anders." Ali und Çigdem, so die Autorin, brauchten „andere Unterstützung als Vera – und ein wenig mehr Fingerspitzengefühl." (Vgl. die Artikel auf den Seiten 18 und 22.)

Fotos: Planetout/Robin Holland; Teatro San Nicola, Benevento

Verqueertes jetzt auch als Institut

Sofern man sie nicht als linkes Konzept oder gar Ausfluß radikaler Gesellschaftskritik mißversteht, sondern als Arabeske bürgerlicher Kulturdiskurse um das optimale Innendesign des Systems Kapitalismus begreift, kann man der Queer Theory durchaus unterhaltsame Aspekte abgewinnen. Einige ihrer VertreterInnen bringen gelegentlich gar für die Geschlechter- und Sexualverhältnisse grundlegende, nämlich Eigentumsfragen aufs Tapet oder schlagen diesbezüglich zumindest härtere Saiten an: Das sind dann die Sternstunden der Queer Theory. Ob sich das Mitte April in Hamburg und Berlin eröffnete *Institut für Queer Theorie* in dieser Hinsicht von anderen „queeren" Initiativen sonderlich abheben wird, steht noch nicht fest. Die Feierlichkeiten zur Eröffnung besuchte OLAF APEL

Fragt man gewöhnlich eine Expertin oder einen Experten, die oder der auf dem Gebiet des Poststrukturalismus bewandert ist, danach, was unter dem Ausdruck „queer" zu verstehen sei, bekommt man in der Regel zur Antwort, daß das Pfiffige an „queer" ja gerade darin bestehe, daß es nicht genau definiert sei – höchstens ganz ungefähr und ganz offen: Es habe irgend etwas zu tun mit Gendertransgressivität, der Dekonstruktion von Identitätspolitiken, allgemeiner kultureller Subversion, post-

Erkennen Sie Judith Butler? Irrtum, das ist gar nicht der Beirat des Instituts für Queer Theorie. Könnte es aber sein, denn homo heißt jetzt queer und Homonormativität ist auf dem Vormarsch: Darsteller der seit Januar 2006 auf ProSieben ausgestrahlten Serie „Queer As Folk" (Folge 17).

lesbischwulen Selbstdefinitionen, Foucaults „Der Wille zum Wissen" und der diskursiven Produktion sexueller Subjektivität. Wem diese Erklärungsversuche immer schon ein wenig schwammig waren, dem kann nun vielleicht geholfen werden; möglicherweise könnte es demnächst etwas konkreter zugehen.

Kurz vor Ostern nämlich wurde in Hamburg das Institut für Queer Theory eröffnet. „Es widmet sich der Geschlechter- und Sexualitätenforschung sowie ihrer Vermittlung in Öffentlichkeit und Praxis. Anliegen des Instituts ist es, rigide zweigeschlechtliche und normativ heterosexuelle Geschlechterverhältnisse kritisch zu hinterfragen und zu verändern. Über den Fokus auf Geschlecht und Sexualität hinaus hat es sich zum Ziel gesetzt, nicht-hierarchische Formen sozialer Differenz zu stärken. Das Institut ist ein Knotenpunkt wissenschaftlicher, politischer und künstlerisch-kultureller Auseinandersetzungen" – so das doch sehr konkrete Konzept.

Zentrale Figur des Queer-Instituts ist Antke Engel, die Initiatorin und Gründerin. Sie promovierte über „Sexualität und Geschlecht im Fokus queerer Politik der Repräsentation", so der Untertitel ihrer als *Wider die Eindeutigkeit* publizierten Doktorarbeit, und war 1998 Mitorganisatorin des Kongresses „Queering Demokratie: Geschlecht – Sexualität – BürgerInnenrechte". Nach drei Semestern auf einem mehr provisorischen Posten als Professorin für Queer Theory an der Universität Hamburg und Lehraufträgen an weiteren Universitäten im deutschsprachigen Raum wagte sie schließlich gewissermaßen den Schritt in die Selbstständigkeit.

Speziell an Engels Institut ist nämlich die Tatsache, daß es – trotz der etwas kopflastig-akademischen Selbstdefinition – an keine Universität gebunden ist. Ein Umstand, der das Gesamtkonzept vorerst noch auf wackeligen Beinen stehen läßt. Die Finanzierungsquellen sind zunächst unklar. Wer oder was käme da in Frage? Stiftungen, vermögende Gönner/innen oder gar die Privatwirtschaft? Ebenso steht noch die Vernetzung mit anderen Organisationen, Vereinen und Institutionen auf der To-do-Liste. So besteht das Institut aktuell im wesentlichen aus Antke Engel und einer noch schlichten Website, die mo-

Website des Instituts für Queer-Theorie: www.queer-institut.de. Homepage von Antke Engel: www.antkeengel.de.

mentan nicht mehr als die grundlegenden Eckdaten enthält. Dazu gibt es außerdem eine Berliner Filiale im Kreuzberger Wrangelkiez. Ein Newsletter oder eine Mailingliste sind passenderweise angedacht. Aber immerhin, obwohl das Institut in erster Linie eine Art „Ich-AG" von Antke Engel ist (ein Running Gag, der des öfteren bei den Eröffungsfeierlichkeiten zu hören war), ist bereits ein internationaler neunköpfiger Beirat vorhanden, der neben Lisa Duggan, die den Eröffnungsvortrag bestritt, noch so illustre Namen zählt wie Judith Butler, Sabine Hark und Judith Halberstam sowie weitere Mitglieder aus Polen, Irland, der Schweiz, Finnland und Deutschland.

Den Eröffnungsvortrag während der Gründungsfeierlichkeiten hielt, wie erwähnt, die US-amerikanische Autorin Lisa Duggan, ihres Zeichens außerordentliche Professorin für Geschichte, Amerika-Studien und Gender Studies an der New York University. „The New Homonormativity: The Sexual Politics of Neoliberalism" war das Thema ihres Vortrags, der die Thesen ihres Buchs „The Twilight of Equality? Neoliberalism, Cultural Politics, and the Attack on Democracy" aufgriff. Für so manchen alteingesessenen Schwulenaktivisten und viele verdiente Heteronormativitätskritikerinnen eine Provokation, spricht Duggan davon, daß im gegenwärtig grassierenden Neoliberalismus die homosexuelle Existenz nicht per se marginal oder gar subversiv ist. So erwiesen sich – um ein konkretes Beispiel zu nennen – in der TV-Show *Queer Eye For the Straight Guy* homosexuelle elegante Männer als ideale Promoter, um ihre heterosexuellen uneleganten Geschlechtsgenossen hinzureißen zum Kauf von Kosmetikartikeln, schicker Oberbekleidung und ähnlichen Konsumgütern der internationalen Fashion-Lifestyle-Beauty-Industrie. Angesichts solcher und anderer Phänomene könne mitnichten davon gesprochen werden, daß Homosexualität als solche von vornherein Unsichtbarkeit und Ausgrenzung bedeutet. Die Marginalisierungsmechanismen folgen somit neuen Gesetzen. Die Grenzen werden neu gesteckt, und womöglich befindet sich im Endeffekt so manche im Jenseits von *race* und *class* angesiedelte Heterosexualität in einer miserableren Position wieder als die vom Globalkapitalismus entdeckten Wohlstandshomos. Ergo: Es genügt nicht allein, *Hetero*normativität zu thematisieren; die *Homo*normativität ist auf dem Vormarsch. Schade nur, daß der an ihren Vortrag anschließende Workshop in langwierige Spekulationen über das wahre Wesen der Homo-Ehe ausuferte.

Summa summarum scheint allerdings „queer" zu einem Synonym für „homosexuell" zu werden. Einfach nur ein neues modisches Wort für einen altbekannten Sachverhalt? – Die *Siegessäule*, die bekannte Gratis-Zeitschrift, die sich früher „Berlins schwullesbisches Magazin" nannte, gab sich unlängst nicht allein ein neues Design, sondern auch den neuen Untertitel „queer in Berlin". Transsexualität, deviante Heterosexualität, SM und andere Themen, die in einem doch angeblich offenen Konzept von „queer" ihren Platz und ihre Bezüge finden können sollten, blieben auch auf der Institutseröffnung mehr oder weniger Schattenfiguren oder waren sogar ganz ausgeblendet. Trotz der üblichen Beteuerung, daß „queer" nach wie vor nicht wirklich definiert sei und gerade darin das Potential des Begriffs liege, wird erstmals in Deutschland der Begriff definiert – nicht allein verbal, sondern auch institutionell. Und es scheint so, daß er eine Menge mit Homosexualität zu tun hat. Tappt also damit „queer" ebenso in die Falle dessen, was Lisa Duggan in ihrem Eröffnungsvortrag als „Homonormativität" bezeichnet hat?

Nichtsdestotrotz ist Engels Institut ein vielversprechendes Novum – nicht nur für deutsche Verhältnisse, wo Queer-Ansätze für viele (inklusive der Redaktion dieser Zeitschrift) ein „Naserümpf-Thema" darstellen, wie Sabine Hark es einmal formulierte: Auch in den Vereinigten Staaten, der Heimat von „queer", wo Queer Studies an manchen Universitäten ganz regulär studiert werden können, ist eine vergleichbare Institution nicht existent. Ein Sachverhalt, der Lisa Duggan, bereits mit dem Gedanken spielen ließ, die Eröffnung einer Filiale in New York in Angriff zu nehmen. Dies scheint allerdings noch in den Sternen zu stehen.

Das Gewissen der deutschen Medizin

Als der Psychiater und Medizinhistoriker Werner Leibbrand 1971 mit der „Palmes Académiques", der höchsten akdemischen Auszeichnung Frankreichs, geehrt wird, neigt sich ein für seinen Stand untypisches Leben dem Ende zu.

Werner Leibbrand (um 1927)

Aus großbürgerlichem Hause stammend, schlug der 1896 Geborene eine standesgemäße Laufbahn ein. Er studierte Medizin und Philosophie, nahm am Ersten Weltkrieg als Feldarzt teil und erhielt 1921 die ärztliche Approbation. Das Erleben sozialer Not in Berliner Proletarierhaushalten führte zu einer Annäherung an sozialistische Ideale; Leibbrand kandidierte für die Ärztekammer auf der Liste des „Vereins sozialistischer Ärzte" und gründete in den 20er Jahren ein Fürsorgezentrum für Drogenabhängige. Schnell geriet er nach 1933 mit dem NS-Staat in Konflikt, der letztendlich in die Aufgabe seiner psychiatrischen Praxis mündete. Seine „innere Emigration" wurde die Medizingeschichte, mit der sich sein Name bis heute stärker verbindet als mit seinem eigentlichen Fachgebiet. Hinzu kamen die Repressionen gegen seine jüdische Frau Grete Bergius, die das Ehepaar in den letzten Monate des NS-Staates in die lebensgefährliche Illegalität zwangen. Nach 1945 trat Leibbrand für den Aufbau demokratischer Strukturen im Hochschulwesen des Bonner Staates ein. Vor dem Hintergrund der personellen Kontinuität der Medizinelite vor und nach dem Mai 1945 war das ein von vornherein konfliktbeladenes Unterfangen. Für ihn stand aber fest, „daß ich mehr tun muß, als nur ein Arzt zu sein ..."

Schon diese Biographie begründet berechtigten Ruhm. Leibbrand wurde der nichtmedizinischen Welt aber dadurch bekannt, daß er von den Allierten als einziger deutscher Arzt zu den Nürnberger Ärzteprozessen 1946/47 hinzugezogen wurde. Seine gutachterliche Tätigkeit mochte auf die Mehrheit der NS-besudelten Ärzteschaft als Affront wirken, ebnete andererseits aber auch den Weg für internationale Wissenschaftsbeziehungen. Leibbrand reflektierte genau die zwiespältigen Reaktionen seiner Umwelt zeitlebens, ohne seine weltanschaulichen und ethischen Positionen zu revidieren. Wieder beängstigend aktuell ist sein 1961 gemeinsam mit seiner Lebensgefährtin und späteren Frau Annemarie Wettley publiziertes Credo, „der Mensch sei nicht nur ein naturwissenschaftliches Wesen, sondern gehöre in der Beschreibung seiner Lebensäußerungen auch den Geisteswissenschaften an".

Der vorliegende Band widmet sich Person und Werk Werner Leibbrands auf erfreuliche Weise. Erfreulich, weil die fünf Autoren fachlich versiert und detailliert die Feder führen. Erfreulich aber auch, da die Sprache für den Laien verständlich bleibt und so einen Zugang zur Persönlichkeit Leibbrands eröffnet. Die Lektüre des Buches vermittelt sowohl den Lebensweg wie die konfliktthaften Wechselwirkungen des Psychiaters mit seiner Umwelt. Sie zeichnet den Menschen Leibbrand als einen Bonvivant und Großbürger mit sozialem Gewissen und erheblichem persönlichen Mut. Über das spartenübergreifende Selbstverständnis des widerständigen Arztes schreiben Matthias M. Weber und Wolfgang Burgmair. Dem medizinischen Gutachter Leibbrand insbesondere in Verfahren nach §175 sowie seiner kritischen Haltung zu den Auffassungen Magnus Hirschfelds und seiner Mitarbeiter widmet sich Andreas Pretzel. Florian Mildenberger beschreibt Leibbrand als „das moralische Gewissen der deutschen Medizin". Über Leibbrands Probleme im akademischen Betrieb der Nachkriegszeit berichtet schließlich Wolfgang G. Locher. Anmerkungen zu Leibbrands Lebensgefährtin Annemarie Wettley sowie ein kleiner Fototeil runden das Buch ab.

Werner Leibbrand verweigerte sich zeitlebens dem inhumanen „Unpolitischsein", diesem Krebsübel des deutschen Akademismus, und war bereit, den Preis dafür zu zahlen. Dabei war er durchaus wertkonservativ – nämlich im Bewahren bürgerlich-humanistischer Werte. Sein Tod 1974 nahm der bundesdeutschen Gesellschaft eine bemerkenswerte Persönlichkeit. Schön, daß nun dieses Buch an den Ästheten und Humanisten erinnert.

Michael Heß

Paul U. Unschuld u.a. (Hg.): Werner Leibbrand. W. Zuckschwerdt Verlag München, Wien, New York 2005, 146 Seiten, 14,90 Euro

Ich will keine Schokolade ...

In der letztjährigen Ausgabe 43 des deutschesten aller Nachrichtenmagazine aus Hamburg wurde das Buch „Nie mehr Sex. Leben ohne Liebe?" zunächst als großer Wurf gefeiert – und zwei Wochen später von der Leserbrief-Fraktion des *Spiegel* gnadenlos verrissen. Dies geschah völlig zu Recht, allerdings sollte man nicht die unfreiwilligen Asketen, sondern eher die unfähige Autorin dieses Anti-Kolle für Depressions-Masturbanten zur Rechenschaft ziehen, meint Rezensent FLORIAN MILDENBERGER

Ein vieldiskutiertes Problem von Medizin, Psychologie und Sozialwissenschaften stellt der Komplex der Einsamkeit in einer multimedial vernetzten Welt dar. Trotz vielfältiger Kontaktmöglichkeiten und Beziehungsvariationen bleibt die Zahl der Singles konstant. Über diese Problematik erfolgten bereits eine ganze Reihe von Forschungen, die Betroffenen selbst kamen darin eher wenig zu Wort, ihre Motivationen verschwanden häufig hinter Statistiken und soziologischen Mutmaßungen.

Das exakte Gegenteil solcher wissenschaftlich durchaus abgesicherter, aber von den Lebenswelten der Betroffenen nicht selten weit entfernten Studien stellt das Buch von Renate Wichers dar. Schonungslos konfrontieren ihre Interviewpartner den Leser mit ihren Situationen, ohne daß Erklärungen oder Hilfestellungen geleistet oder auch nur aufgezeigt werden. Der Leser muß den Eindruck gewinnen, es gäbe kein Entrinnen aus dem Singleschicksal. Dies ist der absolut falsche Weg der Problemannäherung. Zugleich offeriert das vorliegende Buch Einblick in deutsche Seelenlandschaften, die vornehmlich von grenzenloser Selbstüberschätzung, Beratungsimmunität, Unkenntnis von möglichen Unterschieden zwischen Sex und Liebe sowie mangelnder sexueller Reife zeugen.

Insgesamt 22 Männer und Frauen heterosexueller und homosexueller Natur zwischen 28 und 65 Jahren mit unterschiedlichen Sozialisationen geben Auskunft über ihr nicht vorhandenes Sexualleben sowie die selbst vermuteten Gründe hierfür. Die Autorin Renate Wichers, die bereits durch eine frühere Studie den (un)bewußten Träumen von Frauen auf der Spur zu sein hoffte[1], befragte insgesamt 35 Personen und wählte die ihr wichtig erscheinenden Gespräche aus. Sind die Probleme auch verschieden – hier ein Arbeitsloser, da eine enttäuschte Ehefrau, dort ein alternder Schwuler oder die vom Leben enttäuschte Rentnerin –, so ähneln sich doch die Erlebnisse und Selbstdiagnosen in frappanter Weise. Es stellt sich daher von Anfang an die Frage, ob hier nicht etwas einseitig Schicksale aufgelistet wurden.

Zunächst ist zu sagen, daß offenbar der Begriff der Sexualaufklärung den meisten dieser Protagonisten gänzlich fremd ist. Dies bezieht sich nicht nur auf die älteren Semester, sondern auch die jüngeren Personen. Gerade so, als ob eine Aufklärung über all das, was über Monatsblutung, Kinderzeugen und sogenannte Onanie hinausgeht, niemals stattgefunden habe. AIDS? – Ein Fremdwort für viele. Gegenseitige Zärtlichkeiten anstelle einseitigen Genußstrebens? – Daß Liebe und Sex stets ein Geben und Nehmen sind, können und wollen offenbar allzu viele einsame Herzen nicht wahrhaben. Diese Ignoranz wird nur gelegentlich bemerkt, aber sogleich durch Präsentation der eigenen Ansprüche an den Partner oder die Partnerin kompensiert. So hat ein in sich selbst verliebter 29jähriger Hetero-Mann seit drei Jahren keinen Sex mehr mit seiner Ehefrau, mit der er seit sechs Jahren zusammen ist. Er bedauert sich, aber auf die Idee, Hilfe zu suchen, kommt er zu keiner Zeit. Wieso auch? Hier hätte Renate Wichers als Interviewpartnerin eingreifen müssen. Stattdessen ertrinkt das arme dumme Ding mit Namen Mario im Selbstmitleid. Ein ähnliches Schicksal hat die 59jährige Martina ereilt, die sich in Masturbation und One-night-stands verloren sieht und bei Gesprächen mit ihrer verheirateten Freundin angesichts deren täglichen Ehesex' das Grausen bekommt. Dann wäre da noch der 53jährige Alexander, der keinen hochkriegt und den besten Freund polnischer Frauen gibt. Es wird eben nicht geredet über Schwierigkeiten: man sitzt sie aus, und dann sind es irgendwann die Probleme, die über die Menschen triumphieren.

Die DDR, das Tavor und das Tanach

Stets scheint eine äußere Macht die Männer und Frauen unter Kontrolle zu haben. Diese selbstdefinierte Situation findet sich in drastischer Form bei jenen Frauen und Männern, die in der DDR groß geworden waren. Man ist erstaunt, wofür der Sozialismus noch immer verantwortlich sein soll. Höhepunkt der Planlosigkeit und Selbstverleugnung sind dann Feststellungen wie „Sex brauche ich nicht mehr" – und dann wird die nächsten zehn Seiten über nichts anderes geredet[2]. Oder es erfolgt die Flucht in Depressionen, aus denen sich der frustrierte Mann mit dem Megahammer der Pharma-Industrie „Tavor" hinaus-

Renate Wichers: Nie mehr Sex. Leben ohne Liebe? Schwarzkopf & Schwarzkopf, Berlin 2005. 250 Seiten, 9,90 Euro

katapultiert. Bei jeder Aufregung, jeder Form von Sexualanspannung oder sonstigen Herausforderungen, die das Anzünden einer Zigarette übersteigen, wird sogleich eine Tablette eingeworfen[3]. Kommentarlos erfreut Renate Wichers ihre Leserschaft mit dieser Lösung. Der unbedarfte Leser muß glauben, Tavor sei ein göttliches Geschenk und die Lösung aller Probleme. Dabei schützt die Pille vor allem die Leute davor, sich einmal genauere Gedanken zu machen. Wozu denken und die Psyche strapazieren, wenn ein Tablettchen schon genügt?

Es wäre sicher falsch, die Interviewten als Schuldige zu verurteilen, obwohl jeder Mensch trotz aller äußeren Einwirkungen in gewissem Maße für sich selbst verantwortlich ist. Vielmehr geht es darum festzustellen, daß die Autorin mit diesem Werk keine Anthologie, sondern eine seltsame Mischung aus exhibitionistischer Selbstbeschreibung, Handweiser für Unglücklichsein und gedruckter Verhöhnung von verzweifelten Menschen vorgelegt hat. Man ist geneigt zu vermuten, daß Hilfe und Auswegschilderung nie in Wichers' Interesse lagen, sonst hätte sie dieses Buch nicht veröffentlichen können. Doch wäre den in ihren Sexual-Illusionen gefangenen Interviewpartnern etwas mehr Selbsterkenntnis zu wünschen.

Nur eine einzige Frau kommt am Schluß ihrer Lebensbeichte zur Erkenntnis: „Aber von selbst kommt ja niemand, das steht nicht der Prinz vor der Tür und sagt: Küß mich! Dafür muß man schon einiges tun." Und gleich hinterher das Problem aller Askeseleichen zwischen den Buchdeckeln: „Aber soweit bin ich eben noch nicht[4]." Da ist die gute Frau nicht allein, wohl aber alleingelassen.

Genitalopfer ohne Spiegel

Es sind keine Fotografien der 22 Unglücklichen in dem Buch, der Leser ist auf die Eigenschilderungen angewiesen, um so die Physiologie hinter der ausgebreiteten Psyche zu erahnen. Aber gleichwohl habe ich den Eindruck gewonnen, als ob viele der beichtenden Damen und Herren zu Hause keinen Spiegel besäßen, in dem sie ihre Falten und Fetteinlagen einmal selbst betrachten könnten. Sonst würden sie eventuell sogar Rückschlüsse auf ihre Außenwirkung ziehen, wodurch sie sich vielleicht sogar veranlaßt sehen könnten, ihre überspannten Ansprüche der Realität anzupassen oder einmal die eigene Physis in Schuß zu bringen. Das kann dann, sofern Mann und Frau sich selbst auf Brüste und Schwanz reduzieren, sogar positive Auswirkungen auf die Psyche haben. Denn dann sind die Chancen auf dem Sexmarkt größer, ohne daß dafür knappe materielle Ressourcen vergeudet werden müssen. Natürlich könnte man auch darüber diskutieren, inwiefern Schönheitsideale von Werbung und Medien beeinflußt werden. Aber solche Diskurse würden an den Lebenswelten der Menschen offenbar vorbeigehen. Hier interessieren auch keine tiefschürfenden Analysen über den Zusammenhang von Globalisierung und Verschlechterung der Situation des Einzelnen, das spüren die Leute auch ohne das Studium schwer verdaulicher Bücher. Es geht nicht um ideologischen Überbau, sondern unterirdisch schlichte Bedürfnisse, die befriedigt werden wollen. So zeigt Wichers Buch zumindest indirekt die Schwächen der modernen kritischen Sozialwissenschaft auf, deren hehre Ideale in keinem Bezug zu den einstmals so verehrten Bevölkerungsteilen stehen, die ihre Tage nicht in Hörsälen und Universitätsbibliotheken verdämmern.

Leider wird diese indirekt vermittelnde Erkenntnis durch die unsägliche Aufmachung des Buches in den Hintergrund gedrängt. Denn statt den Interviewpartnern im Buch und potentiellen Lesern wirklich zu helfen, ihnen Perspektiven aufzuzeigen und ihnen – wenn nötig – einen Spiegel vorzuhalten, ertränkt die Animateurin Renate Wichers ihre Umwelt in Selbstmitleid und Ausweglosigkeit. So blieb es bislang den *Spiegel*-Leserbriefschreibern vorbehalten, den Genitalopfern zu verdeutlichen, daß auf dem Beziehungsmarkt häufig die gleichen Regeln wie auf dem Arbeitsmarkt gelten (über 40 wird es bisweilen schwierig) oder die Lektüre von anderen Büchern als dem von Wichers durchaus helfen könnte[5]. Dieses Buch aber ist in jeder Hinsicht wertlos außer für diejenigen Menschen, die schon immer sicher waren, zu jeder Zeit im Recht zu sein und die Schuld stets bei anderen suchten. Und sei es bei allem, was fremd, neu und anders erscheint: „Ich mag auch keine Thaifrauen. Ich gehe lieber dorthin, wo deutsche Frauen sind. Mit so einer Ausländerin kannst du dich ja nicht unterhalten, und ob das ein Massagesalon oder ein Puff ist, das können die gar nicht unterscheiden"[6]. Die Quintessenz muß also lauten: Der deutsche Mann altert einsam, aber „rasserein"!

Resümee: Nicht kaufen! Einziger Pluspunkt dieses Wichers'schen Machwerks: Es wurde höchstwahrscheinlich auf holzfreiem Papier gedruckt. Kein Baum ist umsonst gestorben.

Quellen/Anmerkungen

[1] Renate Wichers: Traumlieben. 15 Geschichten von Frauen zwischen 14 und 80 Jahren, die von ihren Traumlieben erzählen. Luchterhand Verlag, Darmstadt 1982
[2] Renate Wichers: Nie mehr Sex, Seite 99
[3] Ebenda, Seite 49
[4] Ebenda, Seite 173
[5] Unterschwellig und Penetrant. Zu Nr. 43/2005, Psychologie: Ein neues Buch schildert die Nöte von Sex-Verweigerern. In: *Der Spiegel* Nr. 45, 2005, 14. – Wirklich toll, als ob die Leute absichtlich Sex verweigern würden. Beim *Spiegel* liest man offenbar niemals die Bücher selbst, die man bewirbt.
[6] Renate Wichers: Nie mehr Sex, Seite 154

Dort, wo alles reglementiert und verschlossen ist, erfüllt das Lesen von Zeitungen mehr als nur ein Informationsbedürfnis.

Bitte spenden Sie deshalb »Gigi« für Gefangene zum Preis von jährlich nur 15 € oder überweisen Sie einen Betrag Ihrer Wahl an:

Freiabonnements für Gefangene e.V.
Bank für Sozialwirtschaft
BLZ 100 205 00, Konto 30 85 400
Kennwort: »Gigi«

www.freiabos.de

Wuthering Heights

Eine Geschichte „über Einsamkeit und Höhenlage" habe sie schreiben wollen, so Annie Proulx über ihre 1997 erschienene Kurznovelle „Brokeback Mountains". Eine Geschichte, die in den sturmumtosten Höhen Wyomings spielt und von den zwei „schwulenfeindlichen schwulen Rancharbeitern" Enni und Jack handelt, deren heterosexuelle Ehen scheitern und die es beruflich nicht weit bringen. „Brokeback Mountains" handelt nicht von Liebe, sondern von Armut, Trost- und Perspektivlosigkeit in der US-amerikanischen Provinz. Die Erzählung gelesen hat DIRK RUDER

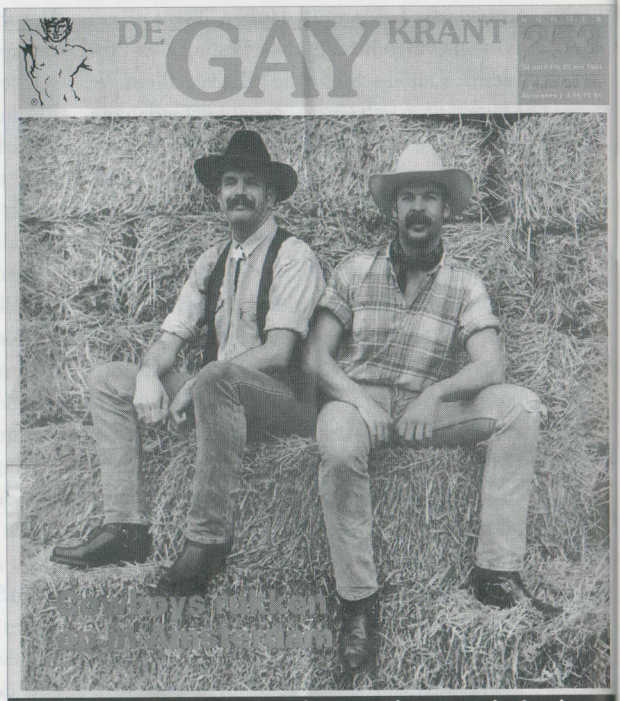
In den ersten Monaten des Jahres 1997 kommt Annie Proulx die Idee zu einer Kurzgeschichte. „Eines Abends war mir in einer Kneipe im Norden ein älterer Rancharbeiter aufgefallen, Ende sechzig und mit weltlichen Gütern zweifellos nicht gerade gesegnet. Er hatte sich für den Freitagabend feingemacht, aber seine Kleidung war ein bißchen schäbig, die Stiefel waren verfleckt und abgetragen ... Er war dünn und mager, auf zähe Weise muskulös. Er lehnte an der Wand und sein Blick heftete sich nicht auf die vielen hübschen und herausgeputzten Frauen in dem Raum, sondern auf die jungen Cowboys, die Billard spielten ... Sein Gesichtsausdruck hatte etwas wie eine bittere Sehnsucht, was mich überlegen ließ, ob er ein ländlicher Schwuler sein könnte."

Proulx schildert die Begegnung in ihrem Essay „Verfilmt werden", der erstmals auf Deutsch vorliegt, abgedruckt in einer erweiterten Auflage ihrer Geschichten über das Landleben in Wyoming. Die Autorin reflektiert darin die Entstehung ihrer Brokeback-Geschichte und deren Verfilmung. Bereits 1999 war die Sammlung „Weit draußen. Geschichten aus Wyoming" hierzulande bei Luchterhand erschienen (im Original „Close Range. Wyoming Stories", 1999). Der beachtliche Erfolg des mit drei Oscars und vier Golden Globes prämierten Films von Ang Lee hat nun den zur Münchner Random-Gruppe gehörenden Diana Verlag eine erweiterte Taschenbuchausgabe unter dem verkaufsfördernden Titel „Brokeback Mountains" herauszugeben. (Alle hier verwendeten Zitate entstammen dem in dem Band zusätzlich abgedruckten Essay, Zitate mit Seitenangaben verweisen auf die dort abgedruckte Fassung von „Brokeback Mountain".)

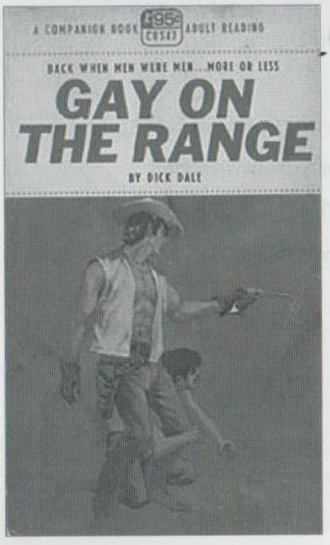
Es war der Anblick des heruntergekommenen, möglicherweise heimlich schwulen alten Ranchers, der Proulx' anrührte und veranlaßte, sich auszumalen, „wie es für ihn gewesen sein mußte – nicht für die wirkliche Person, die dort stand, sondern für einen beliebigen ungebildeten, verwirrten und orientierungslosen jungen Mann, der in einem offen schwulenfeindlichen ländlichen Wyoming aufwuchs". Als „Brokeback Mountain" am 13. Oktober 1997 erstmals im *New Yorker* erscheint, hat Proulx mehrere Monate daran gearbeitet, Szenen geändert oder gestrichen und die Geschichte insgesamt sechzig Mal umgeschrieben.

Irgendwann hatten sich die beiden bei ihrer ersten Begegnung knapp zwanzig Jahre alten Hauptcharaktere geformt. „Auf den ersten Blick sah Jack ganz gut aus mit seinem Lockenkopf und seiner lebhaften Lache, aber für einen kleinen Kerl war er ein bißchen schwer um die Hüften, und wenn er lächelte sah man seine vorstehenden Zähne ... Er schwärmte für alles, was mit Rodeo zu tun hatte, und sein Gürtel war von einer billigen Bullenreiterschnalle zusammengehalten, aber seine Stiefel waren durchgelatscht bis auf die Brandsohlen voller Löcher." (S. 308) Sein Kumpel Ennis „mit Adlernase und schmalem Gesicht" ist „stiernackig, ein bißchen hohlbrüstig, ein kurzer Rumpf auf langen, greifzirkelartigen Beinen, hatte einen muskulösen Körper, wie geschaffen zum Reiten und für Schlägereien." (S. 309)

Die zwei Charaktere, so Proulx, sollten „auf abgelegenen Hungerleiderranches aufwachsen und selbstverständlich Schwulenhasser sein, vor allem die Figur des Ennis. Beide wollen Cowboys sein, wollen am großen Mythos des Westens teilhaben, doch das gelingt ihnen nicht." Aus Ennis Del Mar wird „nichts weiter als ein Rancharbeiter, und Jack Twist versucht sein Cowboyideal im Rodeo zu verwirklichen. Keiner der beiden bringt es wenigstens zum Vorarbeiter, sie lernen sich kennen" – und auf ihre unbeholfene Weise lieben –, „als sie Schafe hüten, eine Tätigkeit, die von echten Kuhtreibern zutiefst verachtet wird. Obwohl sie keine echten Cowboys sind (der Begriff Cowboy wird im Westen von Leuten, die auf Ranches arbeiten, gerne verächtlich genutzt), haben Rezensenten die Erzählung als die Geschichte zweier Cowboys bezeichnet. Das ist sie nicht. Es ist die Geschichte über die destruktive ländliche Schwulenfeindlichkeit."



Schwule Cowboys sind nicht erst Thema, seit Annie Proulx' in den 60er Jahren angesiedelte Erzählung „Brokeback Mountain" (1997) das Motiv in die Weltliteratur einführte: Oben der Titel der Amsterdamer Homozeitung „De Gay Krant" (April/Mai 1994), unten das Cover des Porno-Romans „Gay on the Range" von Dick (!) Dale aus den 60er Jahren mit dem selbstironischen Untertitel „Back when men where men ... more or less".



Die sechziger Jahre boten sich als Zeitrahmen an, denn „damals gab es wenig Arbeit in Wyoming und sogar Ehepaare und Kinder wurden angeheuert, um Schafe zu hüten". Während zur gleichen Zeit in realsozialistischen Staaten die Landwirtschaft bereits kollektiviert war – was für jeden Bauern und Viehzüchter unter anderem geregelte Arbeits- und Urlaubszeiten, kostenlose medizinische Versorgung und den kostenlosen Zugang zu Bildung bedeutete, wovon Jack und Ennis nur träumen können – herrschten (und herrschen) im Westen in der Landwirtschaft zum Teil vorindustrielle Produktionsformen. Mit allen Folgen für die dort Beschäftigten. „Ich habe mich mit dem Verschwinden der kleinen Milchbauernhöfe in Neu-England beschäftigt, mit dem Zusammenbruch des Fischereigewerbes im Osten Kanadas und mit dem langsamen Aussterben der Rinderzucht im Westen", begründet Proulx ihr „besonderes Interesse an den sozialen und wirtschaftlichen Veränderungen in ländlichen Gemeinschaften".

Für „Brokeback Mountain", ihre Geschichte, „die von Tabuthemen nur so strotzt" (Proulx), recherchierte die Autorin äußerst genau die ökonomischen und historischen Hintergründe. War es überhaupt plausibel, daß zwei US-amerikanische Männer in den Sechzigern in Wyoming gemeinsam Schafe hüteten, eine unbeliebte Tätigkeit, die man damals lieber baskischen „Gastarbeitern" überließ? Und wäre eine sexuelle Beziehung in einer solchen Situation überhaupt denkbar und realistisch? „Viehknechte sind derb und umfassend mit dem sexuellen Verhalten von Mensch und Tier vertraut. Zwei Burschen ganz allein hoch oben in den Bergen – manchmal ist die Not das Gebot der Stunde; man behält die Sache für sich und das war's. Ein alter, inzwischen verstorbener Schafhirte sagte immer, daß er grundsätzlich zwei Männer zum Schafehüten in die Berge schicke, 'damit sie sich was reinstecken können, wenn es ihnen zu einsam wird'."

Irgendwann steckt Ennis seinem Kumpel Jack „was rein": „Ennis, der in allen Dingen, ob beim Zaunflicken oder beim Geldausgeben, gern in die vollen ging, wollte nichts davon wissen, als Jack seine linke Hand nahm und sie an sein steifes Glied führte. Ennis riß die Hand zurück, als hätte er sich verbrannt, schnallte seinen Gürtel auf, streifte die Hose runter, wälzte Jack herum, daß er auf allen vieren hockte, und dank einem Vorläufertröpfchen und etwas Spucke drang er ein – etwas, das er noch nie getan hatte, aber es ging ohne Gebrauchsanweisung. Sie machten es in aller Stille, abgesehen von ein paar heftigen Atemzügen und Jacks stöhnendem 'Gleich ballert's los!' – und dann rausziehen, hinlegen und schlafen. Ennis erwachte in roter Morgendämmerung ... die Hose um die Knie, an Jacks Hintern geschmiegt." (S. 314f.)

Der Zwang, jeden saisonalen Gelegenheitsjob annehmen zu müssen und trotzdem „immerzu pleite" (S. 336) zu sein, verhindert ein baldiges Wiedersehen. Erst vier Jahre nach ihrer Begegnung werden Jack und Ennis in einem schäbigen Hotel wieder übereinander herfallen und gemeinsam „das Bett rütteln": „Das Zimmer stank nach Samen und Rauch und Schweiß und Whiskey, nach altem Teppich und saurem Heu, Sattelleder und billiger Seife." (S. 322) Beide sind inzwischen verheiratete Familienväter. Ennis bekommt eine Tochter, Alma, die das bescheidene Elternschlafzimmer füllt mit dem Geruch „nach ausgetrocknetem Blut, Milch und Babyscheiße, von Sauggeräuschen und Geschrei ... für einen, der mit Vieh zu tun hatte, alles beruhigende Anzeichen von Fruchtbarkeit und dem Kreislauf des Lebens". (S. 318) Beunruhigend nur, daß eine glückliche Beziehung anders „riecht". Doch die ist, abgesehen von den zwischen Jack und Ennis über zwanzig Jahre lang heimlichen absolvierten „Hochgebirgsficks ein- oder zweimal im Jahr" (S. 338), nicht möglich. Ennis kann oder will keinen Mann lieben, während Jack darunter leidet: „Du weißt, wir hätten zusammen ein schönes Leben haben können, ein echt verdammt schönes Leben. Du wolltest nicht, Ennis, darum haben wir jetzt nur Brokeback Mountain." (S. 337)

Proulx, Annie: Brokeback Mountain. Diana Verlag, München 2006, 368 Seiten, 7,95 Euro/14,70 SFr.

Before Stonewall

Das fast durchweg überschwengliche Presselob für Ang Lees *Brokeback Mountain* entspringt einem homophoben Reflex

Wenn der Gebrauch eines Begriffes ins Inflationäre abgleitet, ist Mißtrauen am Platze. „'Brokeback Mountain ist ein einfühlsamer Liebesfilm über zwei schwule Cowboys", sendete das WDR-Radio *Eins Live*, und *Deutschlandradio Kultur* sekundierte: „Mit 'Brokeback Mountain' hat Regisseur Ang Lee aus einer Kurzgeschichte der Pulitzerpreisträgerin Annie Proulx einen Liebesfilm gemacht." Auch das *Hamburger Abendblatt* suchte glaubhaft zu machen: „Brokeback Mountain ist ein Film über die Liebe." Gleichermaßen die *Süddeutsche Zeitung*, die den „Schwulen-Western" einen „tragischen Liebesfilm über zwei Cowboys" nannte, während die *Bild-Zeitung* vor lauter Rührung gleich einen neuen Superlativ erfand: „Diese tragische Romanze zweier schwuler Cowboys ist die herzzerreißendste Love-Story des Jahres."

Was lehrt ein Jubel, der noch aus dem homophobsten Dumpfblatt tönt? – „Brokeback Mountain" mag vieles sein, nur eines ist er garantiert nicht: ein Liebesfilm, eine Lovestory, eine Romanze oder was sonst noch an Synonymen mobilisiert wurde, um nicht schreiben zu müssen: Das ist ein Film über das Gegenteil von Liebe, einer über den Haß. Weil es um Haß und seine oft mortalen Folgen geht, zerreißt er Zuschauern das Herz, doch liegt ein gravierender Unterschied darin, wie er das tut und warum. Liberalen Heteros nur im Kino nämlich dank des „Ist das nicht schlimm?"-Reflexes, jenen aber, die ein Coming-out vor oder hinter sich haben, intensiver und anhaltender wegen des Wissens oder zumindest doch unterschwelligen Gefühls: Da geht es um mich, die Lackschicht Toleranz über dem Volksempfinden ist äußerst dünn – und längst rissig.

Daß er die Realität der Bedrohung, ihre fortbestehende Alltäglichkeit den potentiell Betroffenen selbst ins Gedächtnis ruft, vor allem aber, daß sich die bigotte Dominanzgesellschaft in dem Spiegel erkennt, den Ang Lee ihr vorhält, machte den Streifen selbst vor allem in den USA zum Haßobjekt. Die fundamentalistische Rechte geiferte, Juroren der Oscar-verleihenden Academy of Motion Picture Arts and Sciences weigerten sich, ihn auch nur anzusehen, Filmposter fielen unter die Selbstzensur und Kirchen warfen dem Regisseur allen Erstes vor, „mit raffinierten Mitteln" einen homosexuellen Lebensstil zu propagieren. – Als könnte es eine eindringlichere Warnung vor diesem Lebensstil geben als „Brokeback Mountain"! Aus demselben Motiv folgt auch in fast allen deutschsprachigen Medien dem Lob die sofortige Distanzierung vom „Schwulen-Thema": „Regisseur Ang Lee macht aus diesem Dilemma zweier einander liebender Männer aber kein Schwulendrama, sondern einen bestechend schlichten, berührenden, eindringlichen, erschütternden und schönen Film über die Liebe." Man achte auf das verräterische „aber" der *Wiener Zeitung*. Beim *Hamburger Abendblatt* kommt die Aversion subtiler daher: Die Hauptdarsteller „spielen so natürlich und überzeugend, daß man sich sofort mit ihnen identifizieren kann – wohlgemerkt mit zwei schwulen, männlichen Schafhirten!" Das tut man aber nicht, darum die Lüge nochmal mit dem Holzhammer: „Die tiefe, großartige Liebe zwischen zwei Menschen und die Frage, ob sie sich trotz widriger Umstände, für ein gemeinsames Leben entscheiden, steht im Mittelpunkt des Films." Die WDR-Radiostimme von *Eins Live* übelt's, „die beiden Frauenschwärme Heath Ledger und Jake Gyllenhaal knutschend zu sehen", doch zum Glück „läßt einen die hier so tiefgehend dargestellte" – nur so dargestellte! – „Liebe nach kurzer Zeit vergessen, ob nun Frau und Mann, Frau und Frau oder eben Mann und Mann zusammenkommen." Im *Deutschlandradio Kultur* machte der Kritiker dem Ressentiment deutlicher Luft und atmete auf, das sei „kein 'Homo-Nischenfilm' um 'schwule Cowboys', sondern" – also im Gegensatz zu dem, was „uns" diese Perversen sonst zumuten – „bewegende, gefühlvolle Kinokunst um ein sich mit großem Einfühlungsvermögen entwickelndes, packendes Melodram". Oder mit dem Sendemanuskript des *Hessischen Rundfunks*, wo man sich von dem, worum es im Film tatsächlich geht, auch eher angeekelt zeigt: „Brokeback Mountain ist ein überzeugender Liebesfilm, in dem die Homosexualität der Protagonisten eher das nachgeordnete Problem darstellt." – Eine selbsterfüllende Prophezeihung: Homosexualität *ist* nicht das nachgeordnete Problem, sondern sie *wird* mehr oder minder bewußt nachgeordnet durch die ordnende Hand des Vorurteils. – Eines Vorurteils, das die Gesellschaft ihren Perversen genauso antrainiert hat wie den Cowboys Jack Twist und Ennis Del Mar, weshalb auch die gesamte hiesige Homo-Presse die Lüge vom Liebesfilm in vorauseilendem Gehorsam und aus anerzogenem Selbsthaß mitlog. Denn wie gesagt, „Brokeback Mountain" ist ein Film über den Haß. Der Brokeback ist überall, und am Ende ist Jack Twist tot.

EIKE STEDEFELDT

Jenseits von Denver

„Berlin Bohème" ist der Titel einer Drama-Serie, deren vierte Staffel unlängst anlief. Ihr 1968 in Wolfenbüttel geborener Autor Andreas Weiß drehte seit 1990 in Berlin verschiedene Seifenopern mit schwulem und lesbischem Inhalt. Ausgestrahlt in der Regel in regionalen und lokalen Offenen Kanälen, vertreibt Weiß die Folgen – nicht zuletzt zur Refinanzierung – mittlerweile aber auch auf DVD. Über Homosexuelle jenseits der „Lindenstraße", über angebliche Zuschauerbeschwerden und Jugendgefährdung sprach mit ihm LIZZIE PRICKEN

Wie kamst du dazu, Serien zu drehen?

Ich mache das quasi seit fünfzehn Jahren. Bereits 1991 habe ich die erste größere Soap produziert. Die Idee entstand im Rahmen einer Theatergruppe, mit der ich ein Jahr lang für ein Stück probte, doch da fast alle Laiendarsteller waren, kam nicht viel dabei heraus. Wir haben dann mit einigen aus der Truppe überlegt, wie es doch noch zu einem greifbaren Ergebnis kommen könnte. So entstand die Idee, eine Serie zu drehen, auch weil es bis auf einen verkorksten Homo in der Serie „Denver Clan" damals keine schwulen Figuren in einer Soap gab. Da beschlossen wir eine Serie über das Leben von Schwulen und Lesben zu machen. Heraus kam „Licht und Schatten", bei der es allerdings kein Drehbuch gab, sondern nur grobe Handlungsanweisungen und der Rest improvisiert wurde. Wir haben über zwei Jahre insgesamt 61 Folgen gedreht. Daraus ergaben sich weitere Serien, als erstes „Die Traumtänzer", die ziemlich trashig war, und 1995 „Montagskinder", die mittlerweile eine meiner bekanntesten Soaps ist, weil jede Folge ein bis zwei schwule Nackt- und Erotikszenen enthielt, die damals sehr provokant waren, im Vergleich zu heute jedoch eher harmlos wirken.

Warst du damit nicht einer der ersten, der die Homoerotik fürs Fernsehen umgesetzt hat?

Genau. Die Folgen liefen im Offenen Kanal. In Flensburg, Essen und Hannover sind die aus dem Programm geflogen, angeblich aufgrund von Zuschauerbeschwerden. Aus unerfindlichen Gründen, wohl weil der politische Wind aus einer anderen Richtung wehte, wollte man eben keine schwule Produktion mehr haben, und da wurden immer solche Beschwerden sowie die angebliche Jugendgefährdung vorgeschoben. 1997 rief ich die „Montagsgeschichten" ins Leben, in denen es bis auf eine Frau nur schwule Hauptfiguren gab. Bei den „Montagskindern" gab es noch Lesben, Heteros und Heteras. Es folgte „Von Mann zu Mann", bei dem der Erotikanteil noch ein bißchen größer war. Das war die erste „Erotiksoap" im deutschen Fernsehen. So vom Typ Softporno, den man im Nachtprogramm sieht, nur eben für ein schwules Publikum. 1999 fing ich mit „Berlin Bohème" an. Für die erste Staffel nahm ich den Roman „La vie de la Bohème" als Vorbild und versuchte Szenen aus alternativen Künstlerkreisen darzustellen und diese mit der schwul-lesbischen Szene zu verbinden. Das lief auch ganz gut. Darauf habe ich dann aufgebaut und in den letzten sechs Jahren 53 Folgen abgedreht. Die letzte Staffel mit 16 Folgen hat jetzt Premiere.

Wie unterscheiden sich deine schwulen Protagonisten von denen in der „Lindenstraße"?

Der wesentliche Unterschied ist, daß es einfach mehr schwule und auch lesbische Figuren gibt, als in der Vorabendserie, wo maximal zwei oder drei Schwule und ebenso wenige Lesben auftauchen. Die sind eher bürgerlich und werden allesamt als relativ „normal" dargestellt. Bei meinen Produktionen erlaubt die größere Anzahl mehr unterschiedliche Charaktere. Da sind neben den „Normalos" die absoluten Spießer, die Prolls, und es gibt die Tunten. In den üblichen Fernsehserien kommen zwar mitunter auch schräge Typen vor, die sind aber in der Regel heterosexuell.

Wobei gerade bei deiner aktuellen Produktion die Lesben fast alle von Heteras gespielt wurden ...

Das ist ein Problem, das ich bei allen Produktionen hatte. Viele Lesben sind mit dem Argument gekommen, wenn da ein Mann die Regie führe, machten sie nicht mit, eine wollte gar nur dabei sein, wenn es keinen nackten Kontext gäbe. Ich habe volles Verständnis dafür, wenn sich jemand vor der Kamera nicht ausziehen möchte, aber daß sich in der ganzen Folge deshalb überhaupt niemand mehr ausziehen darf, halte ich gelinde gesagt für leicht übertrieben. Das lief dann auf so eine Ebene hinaus, daß alle Männer Vergewaltiger seien, und da hatte auch ich wenig Interesse an einer Zusammenarbeit. Und dann kamen tatsächlich heterosexuelle Schauspielerinnen, die es witzig fanden, eine lesbische Rolle zu spielen. Und die haben sie dann auch bekommen.

Offenbar steht bei deinen Produktionen der Humor im Vordergrund ...

Ja, und es ist auch mittlerweile so konzipiert, denn im Laufe der Jahre sind immer mehr professionelle Schauspieler dazugekommen, die ohne Gage mitspielen. Sie erhalten lediglich ihr Demomaterial und können Erfahrungen vor der Kamera sammeln. Für viele ist es einfach wichtig, in einem Projekt mitzuarbeiten, das ihnen Spaß macht und in dem sie sich ausprobieren können.

Schreibst du die Drehbücher und führst auch Regie?

Ja, wobei das in den letzten Jahren nicht mehr ausschließlich der Fall war. Es gab für ein paar Folgen GastautorInnen, sowie RegisseurInnen, die einzelne Episoden realisiert haben. Ich bin nichtsdestotrotz noch als Produzent für einen Großteil der Folgen verantwortlich und achte darauf, daß einzelne Folgen nicht völlig gegen den Stil der Serie verstoßen. Es gibt auch einige Darsteller und Darstellerinnen, die sich gerade in der letzten Staffel als AutorInnen versucht haben, und dabei sind einige gute Ergebnisse herausgekommen.

Heißt das, es gibt immer einen gewissen Freiraum für alle Beteiligten, die Serie mitzugestalten?

Auf jeden Fall. Das ist für mich nicht zuletzt auch eine Arbeitserleichterung. Die letzte Staffel hatte ins-

Mehr Informationen
zu den Soaps von Andreas Weiß sowie zu deren Bestellung auf DVD finden Sie auf der Website www.schwulfernsehen.de

gesamt sechzehn Folgen; hätte ich alle Drehbücher selbst geschrieben, wäre ich monatelang nur damit beschäftigt gewesen. Und so ist etwa die Hälfte der Bücher von anderen AutorInnen geschrieben worden. Außerdem ist es viel interessanter, wenn mehrere Autoren den einzelnen Charakteren ihre Worte in den Mund legen, denn wenn das alles von einer einzelnen Person kommt, läuft man immer Gefahr, daß die Figuren sich zu ähnlich werden. Die Staffel hatte immerhin alleine fünfzehn Hauptfiguren und an die fünfzig Nebendarsteller.

Drei Hauptdarsteller der schwul-lesbischen Soap „Berlin Bohème": Tima die Göttliche, Volker Waldschmidt und Rainer Hillebrecht (v.l.n.r.)

Schneidest du das Material auch selbst?

Ja. Um diese Arbeit von einem professionellen Studio machen zu lassen, reicht leider das Budget nicht. Ich habe daher alleine an den letzten sechzehn Folgen á 24 Minuten fast drei Monate geschnitten.

Woher kommt das Geld für solch ein Riesenprojekt?

Das ist eine gute Frage. Es kommt halt von irgendwo her. Meistens finanziere ich die Produktionskosten wie Videomaterial, Catering und Aufnahmetechnik vor, entweder mit Ersparnissen oder durch Leihgaben von Freunden, und versuche anschließend, über den Vertrieb von DVDs die Kosten wieder einzufahren und wenn möglich noch einen kleinen Gewinn zu machen. Das hat bislang funktioniert, reich werden kann ich damit nicht, aber wenn ich am Ende bei plusminus Null ankomme, bin ich zufrieden.

Um noch mal auf „Berlin Bohème" zurückzukommen: Was soll die Serie bewirken?

Es ist mir wichtig, Thematiken aufzugreifen, die nicht das Leben eines Durchschnittsbürgers darstellen. Beispielsweise in der aktuellen vierten Staffel weiß man bei einigen Leuten gar nicht, was die eigentlich für einen Beruf haben. Es geht vielmehr um das Leben derjenigen, die nicht nach dem Büro den Fernseher einschalten, sondern um diese Art von Lebenskünstlern, von denen es ja gerade in Berlin nicht wenige gibt. Die Verbindung zwischen den Personen entsteht durch ein gemeinsames Theaterprojekt, und dann geht es in erster Linie um das Privatleben, ihre Liebesdramen und dergleichen. Die üblichen Soapthemen eben. Aber auch um andere Aspekte aus schwuler- oder lesbischer Perspektive, die man so in den handelsüblichen Soaps nicht vorfindet. Einerseits werden sehr ernste und realistische Themen bearbeitet, und auf der anderen Seite gibt es auch Geschichten, wo man schmunzeln muß oder sich auch halb totlachen kann über einzelne Szenen. Es ist also weder eine Sitcom, wo alle zwanzig Sekunden ein Lacher kommen muß, noch ist es so eine tragische Seifenoper wie die „Lindenstraße", wo alles immer ziemlich ernst ist. Deshalb heißt es auch Drama-Serie, weil sie mit Mitteln des klassischen Dramas vor allem an die Gefühle des Zuschauers appelliert. Man wird beim Zuschauen in ein Wechselbad der Gefühle getaucht. Das vermisse ich übrigens bei den meisten anderen Produktionen. Man legt sich da entweder auf die Sitcom fest, wie bei „Bewegte Männer", die glaube ich auf *Sat1* läuft und mit billigsten Schenkelklopfern arbeitet unter dem Motto: Kommt liebe Heteros und guckt euch an, wie die Schwulen so sind. Oder diese bierernste Herangehensweise wie in der „Lindenstraße", wo man unweigerlich denkt: Schon wieder dieser Spießerdoktor mit seinen Problemchen, was soll das Ganze eigentlich? Dabei kommt doch gerade diese Mischung aus ernsten Thematiken, wo es aber auch viel zu lachen gibt, dem Leben am nächsten.

Die Serie läuft nicht im Offenen Kanal Berlin ...

In Berlin sende ich nicht mehr im Offenen Kanal, da hatte ich 2002/2003 ziemlichen Streß und habe mich entschieden, dort nicht mehr zu senden. Aber sie läuft in anderen Städten, zur Zeit in Magdeburg, in Wien und Salzwedel, und darüber hinaus versuche ich noch andere Offene Kanäle zu finden, bei Filmfestivals teilzunehmen oder Vorführungen in schwulen Kulturzentren zu organisieren.

Wie reagiert die Szene auf deine Produktionen?

In Berlin sind die meisten Leute ziemlich satt. Es gibt so viele Angebote und ich habe das Gefühl, belächelt zu werden. Es gibt ein paar Fans, die die Sachen auch auf DVD kaufen, aber die meisten begeisterten Anhänger kommen aus der Provinz oder ländlichen Gebieten, erstaunlicherweise hauptsächlich aus Süddeutschland. Das hängt vielleicht auch damit zusammen, daß es in Bayern und Baden-Württemberg keine Offenen Kanäle gibt.

Träumst du davon, es eines Tages in die öffentlich- rechtlichen Sender zu schaffen?

Es wäre natürlich ein schönes Ziel, aber ich habe keine Lust, mich dafür zu verbiegen. Ich weiß von einem Filmemacher, der hat ein Fernsehspiel fürs ZDF gemacht. Da sollte eine der Nebenfiguren eine Tunte sein. Und dann hat die Redaktion ihm gesagt, er könne das Fernsehspiel nur machen, wenn er die Tunte aus dem Stück herausnimmt. Die Figur war dann keine Tunte mehr im klassisch politischen Sinne, sondern irgend so eine Schwuppe. Ich kann mir nicht vorstellen, daß mir so eine Redaktion vorschreibt, was ich wie darzustellen habe. Oder wie bei der ARD, die nur einige pseudoschwule Filmemacher permanent unterstützen, die mal vor dreißig Jahren einen Erfolg hatten, und wo für neue Leute und Ideen einfach kein Platz ist.

Welches ist dein nächstes Projekt?

Ich arbeite an der Biographie meines Freundes. Er ist jetzt 57 und hat ein bewegtes Leben hinter sich. Ich möchte seine Lebensgeschichte aufschreiben und weiß noch nicht, ob es ein Buch wird oder ein Dokumentarfilm. Das ist jedenfalls mein nächstes größeres Langzeitprojekt. Ich habe fünfzehn Jahre lang Drama-Serien gemacht und möchte nun etwas anderes tun. Es gab zwar bei der aktuellen Serie eine deutliche Steigerung zu den letzten Staffeln, auch weil viel mehr Profis dabei waren. Ich bin mit dem Ergebnis mehr als zufrieden. Aber die wahre Lebensgeschichte von jemandem aufzuzeichnen, der das wilde schwule Leben der 70er und 80er Jahre in Berlin miterlebt hat, an das sich heute kaum noch jemand erinnert, finde ich schon sehr reizvoll.

Mitteilungen des whk

Unglücklich angelegt (1)

Die „prompten Jubelschreie aus allen politischen Lagern" zur beabsichtigten Gründung eines Instituts zur Erforschung der Homosexualitäten durch die Initiative Queer Nations sowie der Themenschwerpunkt des *Gigi*-Hefts Nr. 43 zur Sexualwissenschaft (März/April 2006) weckten unlängst den ehemaligen PDS-Homo-Aktivisten Heinz-Jürgen „Heinzi" Voß. Wenn die Gründung des – von den sich offenbar nicht ganz auf der Höhe der Zeit befindlichen Queer-Nations-Propagandisten zuweilen als Widergeburt des Whk halluzinierten – Instituts „von CDU bis Linkspartei einhellig begrüßt würden, „sollten wir bewegt sein, genauer hinzuschauen ... Wer und was verbirgt sich hinter dieser Initiative? Warum die Namensanleihe bei 'Queer Nations'?", fragt Voß im Oldenburger Homo-Magazin *Rosige Zeiten* vom April. Die Gründung der an die Tradition von Magnus Hirschfelds Sexualwissenschaftlichem Institut anknüpfenden Einrichtung käme „mit Verlaub gesagt" etwas spät, so Voß. Zudem sei Hirschfelds sexualreformerische Arbeit „auch eugenisch unterlegt" gewesen, was Queer Nations mit keinem Wort problematisiere. „Auch die Fragen, wer eigentlich an Queer Nations beteiligt ist und ob die Berliner Queer Nations an das ironische Selbstverständnis der 1980er Queer Nations in den USA anknüpfen", erweisen sich für Voß „als interessant: Insbesondere Jan Feddersen (im Vorstand von Queer Nations Berlin) und Jörg Litwinschuh (Geschäftsführer) haben in der Vergangenheit mit – milde ausgedrückt – muslimfeindlichen Äußerungen immer wieder für Aufsehen und Empörung gesorgt. Es fällt schwer, bei ihnen ein ironisches Verständnis (des Begriffs – whk) 'Nation' zu erwarten." Leute wie Feddersen und Litwintschuh wiesen laut Voß auf Diskriminierungen lediglich dann hin, wenn es sich um Homosexuelle handele, die an „gute Götter" (d. h. den christlichen Gott – whk) glaubten: „deutsche, weiße, Mainstream-Schwulenpolitik à la carte." Fraglich sei ferner, ob bei einem Sponsoring durch Konzerne wie Coca-Cola und Glaxo Smith Kline, „einem der führenden HIV-Pillen-Hersteller", an einem so wiederbegründeten Sexualwissenschaftlichen Institut überhaupt „unabhängige und kritische Forschung (wie an dem historischen) stattfinden kann", moniert Voß. Es bleibe abzuwarten, was sich „aus dieser zunächst unglücklich angelegten" Initiative in Zukunft entwickle. Die von Voß bereits Ende Januar auch ins Homo-Portal *Etuxx* gepostete Kritik fand allerdings nicht ungeteilte Zustimmung. Ein Michael Hellmann gab dort ohne jede Ironie zu Protokoll: „Ich finde ein Coca-Cola und Glaxo Smithkline (sic!) gesponsertes, von Jan Feddersen mitbegründetes 'WHK' als 'Wiedergutmachung' an schwulen KZ-Häftlingen wirklich ganz toll und wüßte nicht, was es daran zu kritisieren gebe" (sic!).

Unglücklich angelegt (2)

Unbeantwortet von der Bundesprüfstelle für jugendgefährdende Medien (BPJM) blieb bislang ein Schreiben des wissenschaftlich-humanitären komitees vom 28. Oktober 2005. In dem Brief an die in Bonn ansässige Zensurabteilung des Bundesfamilienministeriums verlangte das Komitee nochmals die Rücknahme einer Entscheidung vom April 2004, in der die Behörden den Abdruck des sogenannten Stefan-Textes in der whk-Zeitschrift *Gigi* (Nr. 27, September/Oktober 2003) tatsächlich als Verstoß gegen das Jugendschutzgesetz gewertet hatte. Demgegenüber entschied jedoch das Oberlandesgericht Koblenz am 26. September 2005 in einem anderen Fall, der betreffende Text sei eindeutig nicht pornographisch. Vor diesem Hintergrund verlangte der *Gigi*-Herausgeber von der BPJM abermals „die Rücknahme der unseres Erachtens vollkommen ungerechtfertigten und das ... Ansehen der Zeitschrift beschädigenden Entscheidung der Bundesprüfstelle vom April 2004". Ausdrücklich verlangt das whk „eine Rücknahme der selbstverständlich nie gegebenen, jedoch von Ihrer Behörde in die Entscheidungsbegründung hineinformulierte angebliche Zusage (der *Gigi*-Redaktion – whk), daß 'solche' Artikel und 'solche' Themen zukünftig in *Gigi* nicht mehr 'in dieser Form' behandelt werden würden. Eine derartige Zusage seitens der sich als unabhängig von staatlichen Weisungen verstehenden Redaktion hat es gegenüber der Bundesprüfstelle nie gegeben." Das whk geht davon aus, „daß eine einem Bundesministerium angegliederte Prüfstelle offensichtliche Fehlentscheidungen in begründeten Fällen von sich aus zurücknehmen kann, besonders dann, wenn es sich um solche eines vorwiegend mit Nicht-Juristen besetzten Laiengremiums handelt, die Justizurteilen in selber Sache diametral entgegenstehen und einschlägige BGH-Definitionen außer acht ließen." Der seit sechs Monaten ausstehenden Antwort der Bundeszensurbehörde sieht das whk nach wie vor „mit großem Interesse entgegen" (vgl. auch „Anus Stefani", *Gigi* Nr. 40, S. 22, sowie das Editorial „Engberdinger", *Gigi* Nr. 33).

Unglücklich angelegt (3)

Unsaubere Arbeit warf der altgediente Schwulenaktivist Dieter Telge dem whk im Internetforum *Etuxx* vor. Das Komitee hatte sich Ende 2005 kritisch mit einer Stellungnahme der CDU-Homogruppe „Lesben und Schwule in der Union" (LSU) auseinandergesetzt. Statt deren fremdenfeindlichen Unterton tadelte der ehemals grün-alternative Abgeordnete Berlins jedoch unterm Betreff „Unseriöse Kritik nützt MigrantInnen nix!" das linke Komitee: „Schade, das whk arbeitet unsauber: Die LSU erklärte 'Eine weitere ernste Herausforderung ist die Anzahl der Neuinfektionen bei Migranten, die aus Hochrisikogebieten nach Deutschland kommen.' Statt zu kritisieren, daß 'Migrantinnen' weit mehr riskiert sind als ihre männlichen Sexualpartner, interpretiert das whk 'Afrika, Kinshasa, Maputo'. Warum nicht Asien, Lateinamerika oder, näherliegend, Ukraine, Odessa?? Die LSU schrieb nicht über 'gefährliche Städte', sondern (weiter im Zitat) 'Hier müssen wir über Maßnahmen zu einer verbesserten muttersprachlichen Information reden, die die Zielgruppe auch erreicht.' Hier hätte das whk kritisieren können und sollen, daß für gleichen Informationszugang und damit erfolgreiche Prävention neben Muttersprachen oft auch Kulturmittlung unverzichtbar ist, ferner MigrantInnen nicht eine (homogene) 'Zielgruppe' darstellen, also nur durch differenzierte und kultursensible Bemühungen erreicht werden können. Statt dessen 'halluziniert' das whk selbst von einem, von der LSU weder genannten noch assoziierten, 'Sicherheitsrisiko'. Bessere Sachkenntnis, journalistisch korrekteres Vorgehen und Sachlichkeit anstelle billiger Polemik könnten den Eindruck vermeiden, daß 'Migranten' nur als Objekt des Schlagabtausches mit politischen KontrahentInnen benutzt werden" (vgl. „Lustmord & Sündenböcke (1)" in den Mitteilungen des whk, *Gigi* Nr. 41, S. 36, sowie *www.whk.de/whk3605.htm*).

Alles mit rechten Dingen (1)

Elektronische Post in neudeutscher Rechtschreibung erhielt das „werte Team des whk" am 2. März vom nordrhein-westfälischen LSVD-Landesvorständler Oliver Schulzke: „Vor geraumer Zeit habe ich euer Angebot der *Gigi* Nr. 27 Sept./Okt. 2003 wahrgenommen und mich kritisch mit dem LSVD und seiner Vergangenheit auseinander gesetzt, nicht zuletzt deshalb, weil ich im vergangenen Jahr in den Vorstand des Landesverbandes NRW gewählt worden bin. Was ich allerdings trotz meiner Bemühungen nicht erfahren konnte, war, weshalb es zwischen euch und dem LSVD (ob nun speziell NRW oder insgesamt) dieses 'Problem' gibt. Eure Pressemitteilungen sind dem LSVD gegenüber recht oft sehr negativ und teilweise auch schlicht falsch. Z. B. bekommen wir in NRW überhaupt keine Steuergelder/Förderung für den Verein oder irgendein Projekt, wie ihr immer wieder behauptet (Anmerkung: Das whk hat weder über den neugegründeten noch über den wegen unsachgemäßer Verwendung von Steuergeldern insolvent gewordenen LSVD-Landesverband unwahre Behauptungen hinsichtlich deren Finanzierung aus Landesmitteln aufgestellt – whk). Dass der alte, nach Insolvenz nun auch im Vereinsregister gelöschte Landesverband NRW so seine Schwierigkeiten hatte, brauche ich euch wohl kaum zu sagen, doch durch die Neugründung und den kompletten Austausch der Funktionsträger sollte das Thema nun erledigt sein. Ich kann euch jedenfalls versichern, dass bei uns im LSVD NRW alles mit rechten Dingen zugeht. Genau wie ihr versuchen auch wir vom LSVD auf Unzulänglichkeiten, Ungerechtigkeiten usw. hinzuweisen und die Verantwortlichen zum Umdenken zu bewegen. Auch machen wir uns damit nicht immer Freunde; ihr kennt das ja auch. (...) Dass wir nicht bei allen Themen gleicher Meinung sind, sollte uns davon nicht abhalten, alte Feindseligkeiten zu begraben. Es macht doch viel mehr Sinn, gemeinsam gegen Diskriminierung vorzugehen, anstatt sich gegenseitig das Leben schwer zu

machen, oder? Es wäre schön, wenn die – mir unbekannten – Differenzen beigelegt werden könnten und wir uns alle auf unsere eigentliche Arbeit konzentrieren könnten. Euren Einsatz bezüglich der *BILD*-Zeitung z. B. kann ich nur unterstützen (gemeint ist die Anrufung des Deutschen Presserats durch das whk wegen eines homophoben und böswillig gefälschten *BILD*-Artikels über die Hinrichtung zweier homosexueller Jugendlicher. Der LSVD hat sich allerdings zu keiner Zeit öffentlich zustimmend zur whk-Initiative geäußert, vgl. „Reine Zeitgeschichte" in *Gigi* Nr. 42, S. 16 – whk). Mit Interesse habe ich auch eure Pressemitteilung vom 20.02.2006 zu den Rosa Listen gelesen (vgl. *www.whk.de/whk0606* sowie „Kennt jemand in Köln das whk?" in den Mitteilungen des whk, *Gigi* Nr. 39, S. 36 – whk). Da ich in meiner Funktion als LSVD-NRW-Vorstand die Aktion *www.stopp-rosa-listen.de* durch Verlinkung von unserer Homepage aus unterstützt habe, habe ich bei den beiden Urhebern der Website nachgefragt, was es denn mit euren Vorwürfen auf sich hat. Insbesondere hat mich natürlich, so wie auch euch, der Verbleib der Personendaten interessiert, auch wenn ich es nicht für sehr wahrscheinlich halte, dass sich Dritte um solche Daten reißen um den eingetragenen Personen das Leben schwer zu machen; da gibt es sicherlich einfachere Wege. Aber wie gesagt, wir müssen ja nicht in allem gleicher Meinung sein. Jedenfalls haben mir die Herren Zeisberger und Wawer versichert, die Daten nach datenschutzrechtlichen Bestimmungen gelöscht zu haben; lediglich die Anzahl der Personen ist dort noch bekannt. Ich sehe daher keinen Aussicht auf Erfolg eurer angekündigten Strafanzeige und denke, dass ihr eure Energien anderswo besser einsetzen könnt."

Alles mit rechten Dingen (2)

Dem LSVD-Landesvorständler antwortete am 8. März Michael Heß vom whk Münster:

„Guten Tag Oliver, vielen Dank für Deine Mail. Die Mitglieder des whk wissen den Impuls zu würdigen, sehen gleichwohl aber die Notwendigkeit einer qualifizierten Antwort im Interesse klarer Verhältnisse. Zumal Deine Initiative erkennbar nicht vom Landesverband NRW ausgeht. Du schreibst, niemand habe Dich über die Ursache der Diskrepanzen zwischen beiden Strukturen aufklären können. Doch solche Diskrepanzen fallen nicht fertig vom Himmel, sondern sie sind Ergebnis (sehr) unterschiedlicher Vorstellungen über Wege und Ziele. Ein sachlicher Blick in die vom whk einerseits, vom LSVD andererseits vertretenen Positionen macht dies auch ohne verbale Erklärung deutlich, erfordert aber auch ein Geschichtsbewußtsein abseits bloßer Goodwill-Erklärungen und luftiger Idealismen.

Das whk hat aus seinen emanzipatorischen Positionen nie einen Hehl gemacht und wir haben keinerlei Veranlassung, von diesen abzuweichen. Unsere grundsätzliche Position greift die Vielfalt der Beziehungs- und Lebensformen heutzutage auf, die alle ihren eigenen Wert haben. Das beinhaltet in der Konsequenz den Blick auf gesellschaftliche Strukturen wie 'Kapitalismus' und 'Sozialismus' (um nur zwei Begriffe von vielen zu nennen), die auf die Gestaltung sozioökonomischer Rahmenbedingungen menschlicher Beziehungskisten sowie von Form und Inhalt von Sexualität unmittelbar einwirken. Oder einfacher formuliert: Das Sein bestimmt das Bewußtsein in der Beziehungskiste und letztlich sogar im Bett ...

Genau diese grundsätzliche Betrachtung vermissen wir beim LSVD. Diesem geht es, seinen Verlautbarungen seit 1990 (damals noch SVD) nach vor allem um die Einbindung Homosexueller (nachfolgend auch Bi-, Transsexueller usw.) in das real existierende gesellschaftliche System ... In der Sprache der Soziologen heißt es: Integration versus Segregation. Das whk hält es mit Letzterer, weil die ihr innewohnende Vielfalt an Beziehungskisten erstens die Realität sehr viel besser widerspiegelt und zweitens eine Gesellschaft über ihre Vielfalt definiert anstelle verlangter Anpassung an ein fremdbestimmtes Ideal bürgerlicher Heterosexualität. Nochmals anders formuliert: Ein Verband wie der LSVD, der sich für Institute wie die 'Homo-Ehe' einsetzt und eine 'Eins zu Eins-Kampagne' betreibt, steht für das whk generell auf der anderen Seite der Barrikade. Gelegentliche sachliche Übereinstimmungen ändern nichts an dieser Einschätzung. Zugleich sprechen wir dem LSVD das Recht ab, für 'die' Homosexuellen et al. zu sprechen. Dazu sind deren Lebens- und Beziehungsentwürfe zu vielfältig und diese erkämpfte und ertrotzte (!) Vielfalt ist zu kostbar, um sie via LSVD erneut in tradierte Normen zu pressen. Daß der LSVD bei alledem noch kläglich gescheitert ist, sei hier nur sachlich vermerkt und empfohlen, sich selbstkritisch mit den Ursachen für dieses Scheitern auseinanderzusetzen. Dann hätte der aus dem Vorhof der Macht verbannte LSVD vielleicht noch eine Chance auf ein mittelfristiges Überleben. In seiner jetzigen Verfaßtheit benötigt ihn jedenfalls kaum ein Homo. Das Thema ließe sich schier unbegrenzt ins Detail vertiefen; wir wollen das nicht tun. Wir achten Deine Initiative, verweisen aber ebenso deutlich auf die umrissenen programmatischen Unterschiede zwischen LSVD und whk. Diese aufzuheben ist u. E. nicht nur nicht wünschenswert, sondern auch utopisch."

Alles mit rechten Dingen (3)

Für einen Artikel im Schwulenmagazin *Du&Ich* erfragte dessen Mitarbeiter Malte Göbel im März „die Position des whk bezüglich der Opfer des §175 aus BRD-Zeiten". Der von den Nationalsozialisten verschärfte Schwulenparagraph 175 sei nach 1945 in der Bundesrepublik beibehalten, erst 1969 entschärft, 1994 ganz (so die falsche Annahme Göbels) gestrichen und Opfer des §175 aus der NS-Zeit 2002 rehabilitiert worden. „Mich würde nun interessieren: Habt Ihr eine Position zu dem Thema bzw. arbeitet Ihr politisch in dieser Richtung? Gibt es aus Eurer Sicht die Notwendigkeit/Chance für eine Rehabilitierung/Entschädigung dieser Opfer?" Es antwortete Eike Stedefeldt vom Berliner whk: „Das neue whk hat seit seiner Gründung am 26. Oktober 1998 zur Frage der Opfer des §175 in der Bundesrepublik Deutschland eine klare Haltung. Diese besteht darin, daß ihre Rehabilitierung und angemessene materielle Entschädigung dringend geboten sind: für erlittene Haftjahre, die Zerstörung familiärer, freundschaftlicher und Liebesbeziehungen sowie beruflicher Existenzen, den Verlust der Wohnung, Renten- und Versorgungsansprüche und des guten Rufs, die Beeinträchtigung psychischer und physischer Gesundheit durch die Verfolgung und nicht zuletzt den Verlust an Lebensfreude im Zuge der Verleugnung und Verstümmelung der eigenen Sexualität." Für besonders dringlich halte das whk dies „besonders hinsichtlich der BRD-Justizopfer bis 1969", weshalb es anläßlich der Rehabilitierungsdebatte am 8. Februar 2002 in einem Offenen Brief an den Bundeskanzler, die Bundesministerin der Justiz, die Fraktionsvorsitzenden und rechtspolitischen Sprecher von SPD und Bündnis 90/Die Grünen im Bundestag auch explizit deren Entschädigung gefordert habe (vgl. *www.whk.de/whk0102.htm*). „Die Reaktionen auf den Brief reichten von Desinteresse bis zur faktischen Legitimierung des in der verschärften Nazi-Fassung ins BRD-Strafgesetzbuch übernommenen Paragraphen und damit letztlich auch der der NS-Homosexuellenverfolgung. Zynisch wurde die Forderung des whk unter formalistischem Verweis auf die skandalösen postnazistischen Urteile des Bundesverfassungsgerichts (z.B. das vom 10. Mai 1957) zurückgewiesen: Man tat so, als sei der §175 vergleichbar gewesen mit gewöhnlichen Straftatbeständen wie Raub, Mord oder Betrug, als habe er nicht vielmehr einen politischen und zuletzt völkischen Ursprung gehabt und als sei er nicht von denselben, unter Adenauer auf wundersame Weise demokratisch geläuterten Nazi-Richtern an ihren früheren Opfern weitervollstreckt worden." Dennoch habe das whk „einen konkreten Vorschlag in der Sache" unterbreitet, „und zwar im Kontext der Bestrebungen zur Gründung einer Magnus-Hirschfeld-Stiftung als 'kollektive Entschädigung' an heutige staatstragende Homo-Vereine. Bei diesem am Bundesrat gescheiterten Projekt – auf dessen Konzept sich aktuell die 'Initiative Queer Nations' beruft – konstruierten die Protagonisten eine ideelle Erbfolge. Das whk plädierte vor dem Hintergrund, daß dieses Konstrukt sogar eine Mehrheit im Bundestag fand, für eine alternative ideelle Erblinie zugunsten der individuellen, also tatsächlichen Opfer des §175." Dazu habe es in Ausgabe Mai/Juni 2002 der whk-Zeitschrift *Gigi* geheißen: „Der whk-Vorschlag: Zwar sind die meisten NS-Überlebenden mittlerweile tot, es leben aber wahrscheinlich noch Tausende jener 50.000 Männer, die bis 1969 nach dem NS-Paragraphen in der BRD verurteilt wurden. Man könnte sie ins Erbe jener Rosa-Winkel-Häftlinge einsetzten, denen ihre Entschädigung bis heute vorenthalten wird, und die Zahlung an sie ultimativ von welcher Bundesregierung auch immer fordern." An diesem Vorschlag, so das Berliner whk an *Du&Ich*, halte das Komitee „bis heute fest". Allerdings sehe es „dafür realistischerweise schwarz vor dem Hintergrund einer heute wieder mit Anleihen an braune Rechtsbegriffe aufwartenden Strafrechtspolitik".

Im Grußwort des whk zum 18. Verbandstag des Lesben- und Schwulenverbandes in Deutschland (*www.whk.de/GrusswortLSVD2006.htm*) kam das whk auf seine Idee zurück und schlug dem Verein eine gemeinsame Kampagne in der Rehabilitations- und Entschädigungsfrage der Nachkriegs-Opfer des §175 vor. Der LSVD reagierte bislang nicht darauf.

Adressen

whk-Regionalgruppen:
Berlin: Mehringdamm 61, 10961 Berlin, Tel. & Fax 01804/444945
Hessen: c/o Herbert Rusche, Loenstraße 11, 60322 Frankfurt am Main, Telefon 069/9590001
Rheinland: c/o Dirk Ruder, Peter-Zimmer-Straße 99, 47443 Moers
Münsterland: Michael Heß, c/o KCM, Postfach 4407, 48025 Münster, Tel. & Fax 0251/524645

Ansprechpartner des whk:
Hamburg: Wolfram Setz, Brigittenstraße 6, 20359 Hamburg, Telefon 040/31765650

Zentrale e-Mail-Adresse: mail@whk.de

In Moskau soll im Mai nach den Plänen von Lesben- und Schwulenorganisationen eine „Love Parade" stattfinden. Während die Behörden unter dem Vorwand „der permanent angespannten Verkehrslage im Stadtzentrum" ankündigten, den Umzug wahrscheinlich nicht zu genehmigen und die Orthodoxe Kirche ihn lediglich kategorisch ablehnt, drohte der Leiter der Zentralen geistlichen Verwaltung der Muslime Rußlands, Talgat Tadschuddin, Mitte Februar 2006 indirekt: „Der Prophet Mohammed hat aufgerufen, Homosexuelle zu töten, weil ihre Tätigkeit zum Aussterben der Menschheit führt." Es werde Massenproteste geben und die Teilnehmer hätten damit zu rechnen, verprügelt zu werden. „Alle normalen Leute werden so handeln." Der Unmut könne „noch wesentlich drastischere Formen annehmen, als die Kundgebungen gegen die umstrittenen Mohammed-Karikaturen", zitierte die Internet-Zeitung *Rußland aktuell* Tadschuddin. „Eine nicht-traditionelle sexuelle Orientierung ist ein Verbrechen vor Gott."
Am 20. März nahm Angelika Hassani im Namen des für Geschlechterdemokratie und Menschenrechte sowie gegen Antisemitismus, Islamophobie und Homophobie eintretenden muslimischen Hamburger Vereins „Hatun" die Drohungen des Muftis zum Anlaß für einen nachfolgend im vollen Wortlaut dokumentierten „Appell zur Verständigung".

Gemeinsam gegen Mörder und Brandstifter

Die Nachricht über die Aufrufe zu Gewalt und Mord an Lesben und Schwulen des russischen muslimischen Gelehrten Tadschuddin haben viele Menschen – insbesondere Homosexuelle auch hier in Deutschland – mit Entsetzen, Abscheu und Sorge erfüllt. Dadurch sind Mißtrauen und Vorbehalte gegenüber Muslimen gewachsen.

Die Stimmen aus der Menschenrechts- und Antidiskriminierungsarbeit, die sich sowohl gegen Homophobie als auch Islamophobie wenden, werden es künftig noch schwerer haben, zur Vermittlung zwischen den einzelnen Gruppen und für ein friedliches Miteinander einen Beitrag zu leisten: vor allem jedoch dann, wenn wir Muslime uns wie bislang unserer Verantwortung entziehen und zu solchen Ereignissen schweigen!

Wie ist dieses Schweigen zu erklären, ohne es zu rechtfertigen? Ist es sinnvoll, nach den Gründen für das Schweigen zu fragen, um so zu einem Bewußtsein zu gelangen, welches uns hilft, Wege zu einem sinnvollen, verantwortungsbewußten Engagement zu finden? Wir meinen: Ja!

Oder reicht es doch aus zu hoffen, daß sich aus einem Ignorieren dieser Konflikte keine „größeren" Probleme für unser Zusammenleben hier ergeben?

Wir dürfen nicht so naiv sein zu glauben, daß die verheerenden Haß und Gewalt stiftenden Signale solcher Aufrufe keinerlei Einfluß auf unser Leben hier haben können. Sie vergiften auch hier nachhaltig die gesellschaftliche Atmosphäre und steigern Mißtrauen, Vorbehalte und Aggression auf allen Seiten.

Auch die Morde und Gewaltexzesse an Homosexuellen in verschiedenen – darunter muslimischen Ländern – tragen mit dazu bei, daß gerade Muslime auf der ganzen Welt abgeschreckt und eingeschüchtert werden. Dies geschieht mit dem Ziel, eine Atmosphäre der Angst zu schaffen, die es künftig noch schwerer machen wird, die Tabuisierung von Homosexualität unter Muslimen zu durchbrechen.

Es drängt sich die Frage auf, inwieweit diese Gewalt- und Haßaufrufe gezielt dazu dienen, die wachsende Unglaubwürdigkeit von bestimmten traditionellen Lehrmeinungen und ihren Vertretern sowie ihre immer größer werdende Erklärungsnot gegenüber muslimischen Gläubigen zu verdecken.

Wir meinen, daß sich in diesen Eskalationen auch der Versuch von reaktionären bis konservativen muslimischen Theologenkreisen zeigt, von der eigenen Schwäche, der schwindenden Legitimation und dem damit einhergehenden Autoritätsverlust – gerade unter den jungen Generationen von Muslimen – abzulenken. Es ist auch der Versuch, einerseits von der wachsenden Kluft der Lebenswirklichkeit von Muslimen abzulenken und andererseits den Wünschen der überwiegenden muslimischen Mehrheit nach mehr Freiheit, Demokratie und Menschenrechten und deren Zuwendung zu einer zeitgemäßen, vernunftbetonten Auslegung des Islam entgegenzuwirken.

Repräsentanten vom Schlage eines Tadschuddin versuchen mit den Mitteln der rassistischen Demagogie und der Einschüchterung, ihren eigenen wachsenden Autoritätsverlust zu stoppen. Es ist also Ausdruck eines Machtkampfes von reaktionären, demokratiefeindlichen Kräften innerhalb der muslimischen Gemeinschaft gegen die Mehrheit der Gläubigen auf der ganzen Welt und der Bevölkerungen in den muslimischen Ländern selbst. Es ist also nicht der vielbeschworene „Clash of Civilizations" sondern ein „Clash inbetween Civilizations", der Kampf innerhalb der Kulturen zwischen den jeweiligen nationalistischen, reaktionären und den demokratischen, freiheitlichen Kräften.

Ausdruck hiervon ist auch die Debatte um eine Leitkultur in Deutschland, die versucht, einen fundamentalen Gegensatz zwischen Islam und Demokratie und westlichen Werten zu behaupten und dafür im Diskurs den reaktionären muslimischen Stimmen die Deutungshoheit über alle demokratischen muslimischen Stimmen gewährt.

In ihrer Demagogie versuchen Repräsentanten der reaktionären muslimischen Seite, bestimmte Gruppen wie Homosexuelle exemplarisch für „den Westen" zu sehen und für die Probleme der Menschen – insbesondere der Muslime in Europa – verantwortlich zu machen. Sie spielen dabei bewußt mit den lang gehegten Ängsten vor Identitätsverlust und den Ängsten und Vorurteilen gegenüber dem Fremden, also den jeweiligen Gruppen, die sie zum Feindbild erklären, seien es Juden, Homosexuelle oder auch Ideen und Werten wie der Demokratie und den Menschenrechten.

Um diesem Teufelskreislauf aus Gewalt, Demagogie, Einschüchterung, Angst und Tabuisierung zu durchbrechen, brauchen wir laut vernehmbare, deutliche muslimische Stimmen, die sich diesen Mördern und Brandstiftern entgegenstellen. Initiativen, welche über einen allgemeinen Appellcharakter gegen Gewalt und für Versöhnung nicht hinauskommen, bleiben an der Oberfläche und damit letztlich wirkungslos, wenn sie uns nicht dazu führen, diese durch die Wahrnehmung einer konkreten Verantwortung zu ergänzen.

Wenn wir nur dann aktiv werden, wenn es um Diskriminierung oder Gewalt gegen Muslime selbst geht, werden wir unglaubwürdig und wir werden uns gesellschaftlich noch stärker isolieren. So dürften die wenigsten Muslime wahrgenommen haben, daß es auch in der Schwulen- und Lesbenszene entschiedene Stimmen gab und gibt, die sich gegen den „Einbürgerungstest" von Baden-Württemberg ausgesprochen haben, weil er fremdenfeindlich, migrantenfeindlich, muslimfeindlich ist. In Sachen Antidiskriminierung wären wir Muslime gut beraten, uns auf Lernprozesse einzulassen, die zum einen uns selbst, aber darüber hinaus auch allen Menschen in dieser Gesellschaft zugute kommen.

Gewalt ist nicht allgemein oder abstrakt. Gewalt hat Namen und Gesichter. Gewalt ist nicht anonym. Sie betrifft Gruppen von Menschen und Einzelne. Deswegen müssen wir uns konkret zu den von Gewalt betroffenen Menschen in Beziehung setzen. Letztlich bedeutet dies, in die persönliche Begegnung zu gehen. Denn was homophobe Gewalt und Diskriminierung wirklich ist, was sie in ihrer ganzen Tragweite bedeutet, können wir nur von Schwulen und Lesben selbst erfahren. Und nur dann können wir von und mit Ihnen lernen, wie wir gemeinsam diese Gewalt überwinden und beseitigen können.

Gleichzeitig liegt darin die einzige Chance, das gegenseitige Mißtrauen und die Vorurteile zu überwinden, Vertrauen zu schaffen und auf diesem Wege auch unsere muslimischen Erfahrungen von Gewalt und Diskriminierung als hetero- und homosexuelle Muslime ins Gespräch zu bringen.

Es gab in der Vergangenheit immer wieder Gesprächsangebote von Schwulen- und Lesbenverbänden an Muslime. Die Bereitschaft von muslimischer Seite, sich darauf einzulassen, blieb jedoch zumeist zögerlich, ausweichend, abwehrend bis verweigernd. Wir finden, dies muß sich dringend ändern und es wird höchste Zeit, daß nun auch vonseiten der Muslime, ihren Verbänden und Vereinen konkrete Angebote, Initiativen zu Begegnungen, und Gesprächen für ein Kennenlernen ausgehen.

Außerdem gibt es vieles, was wir Muslime von Lesben und Schwulen lernen können: sowohl von Ihrem Kampf als Minderheit für gleiche Rechte und Akzeptanz, als auch von Ihrem Engagement für die Aufklärung und Prävention von HIV/AIDS, um den sich in erster Linie und maßgeblich Homosexuelle verdient gemacht haben. Schließlich ist von HIV/AIDS eine schnell anwachsende Zahl von Muslimen sowohl weltweit als auch hier in unserer Stadt Hamburg betroffen.

Gelegenheiten, unsere Solidarität und Gesprächsbereitschaft zu zeigen, gibt es viele: Wir können diese Gelegenheiten aber auch selbst schaffen, wenn der Wille und die Einsicht in die Notwendigkeit endlich da sind.

GigiArchiv

	Anzahl
Heft 01: Homo-Ehe 1	_____
Heft 02: 30 Jahre Stonewall	_____
Heft 03: Schwuler Antisemitismus	_____
Heft 04: Sexualität und Identität	(vergriffen)
Heft 05: Bevölkerungspolitik	_____
Heft 06: Homo-Ehe 2	_____
Heft 07: Homo-Geschichtsproduktion	_____
Heft 08: Intersexualität	_____
Heft 09: Geschlecht & Gewalt	_____
Heft 10: 40 Jahre Volker Beck	_____
Heft 11: Rassismus und Sexismus	_____
Heft 12: Österreich unter Haider	_____
Heft 13: Vom Frausein in der Türkei	(vergriffen)
Heft 14: Polizei gegen Schwule	_____
Heft 15: Tunten, Transen & Moneten	(vergriffen)
Heft 16: Schleiertanz der neuen Weltordnung	_____
Heft 17: AIDS kills Africa	_____
Heft 18: Bundeswehr & Sexualität	_____
Heft 19: Schlußstrich für NS-Opfer	(vergriffen)
Heft 20: Sexualität und Gewalt	_____
Heft 21: Riefenstahls Nazi-Erotik	_____
Heft 22: Euro/Gay Games nur für Reiche	_____
Heft 23: Sexual-Eugenik & Sozialabbau	_____
Heft 24: Die verlorenen Aktien der QUEER	_____
Heft 25: Folterabend: Sexualstrafrecht	(vergriffen)
Heft 26: Gay Marketing	(vergriffen)
Heft 27: Der LSVD, die Macht und das Geld	_____
Heft 28: Sex und deutsche „Schutzgebiete“	_____
Heft 29: Journalisten als verdeckte Ermittler	_____
Heft 30: Vom Frausein in Afghanistan	_____
Heft 31: Homosexuelle und Medien	_____
Heft 32: Die Erben Ernst Röhms und der SA	_____
Heft 33: Prostituierte in Schweden	_____
Heft 34: Soziales Barebacking: Hartz IV	_____
Heft 35: PDS: Abschied von der Sexualpolitik	_____
Heft 36: Antidiskriminierungsgesetz	_____
Heft 37: Gender und Militär	_____
Heft 38: Das impotente Kind	_____
Heft 39: Sex, Geschlecht und Identitätszwang	_____
Heft 40: Lesben und Schwule in der DDR	_____
Heft 41: Transidentitäten in der Türkei	_____
Heft 42: Sexualwissenschaft in Deutschland	_____

Einzelheft: 2,00 Euro, 3 Hefte: 5,00 Euro, ab 4 Heften: 1,50 Euro je Heft zzgl. 0,85 Euro Porto pro max. 4 Hefte; „Gigi“, PF 080208, 10002 Berlin; Email: redaktion@gigi-online.de; Betrag in bar oder Briefmarken beilegen oder überweisen auf das Konto Nr. 5710428010 bei der Berliner Volksbank, BLZ 10090000.

Vertriebspunkte: **Berlin:** Prinz Eisenherz Buchladen, Lietzenburger Straße 9A, 10789 Berlin; Buchladen Schwarze Risse, Gneisenaustraße 2, 10961 Berlin | **Bochum:** Uni-Büchertisch „Der Notstand“, Universitätsstraße 150, 44780 Bochum | **Bonn:** Buchladen Le Sabot, Breite Straße 76, 53111 Bonn | **Bremen:** Infoladen Bremen, St.-Pauli-Straße 10-12, 28203 Bremen | **Dortmund:** Buchladen Taranta Babu, Humboldtstraße 44, 44137 Dortmund | **Dresden:** Buchladen und Lesecafé König Kurt, Rudolf-Leonhard-Straße 39, 01097 Dresden | **Düsseldorf:** Frauenbuchladen, Blücherstraße 3, 40477 Düsseldorf | **Duisburg:** Referat für Schwule, Bisexuelle und Lesben im AStA der Uni-GH, Lotharstraße 63, 47048 Duisburg | **Frankfurt am Main:** Buchladen Land in Sicht, Rotteckstraße 13, 60316 Frankfurt a. M. | **Freiburg:** Digidata, Kreuzstraße 4, 79106 Freiburg; Infoladen Freiburg/KTS, Baslerstraße 103, 79100 Freiburg; Jos Fritz Buchladen & Café, Wilhelmstraße 15, 79098 Freiburg; Rosa Hilfe e.V., Eschholzstraße 19, 79106 Freiburg | **Göttingen:** Buchladen Rote Straße, Nikolaikirchhof 7, 37073 Göttingen; Frauen- & Kinder-Buchladen Laura, Burgstraße 21, 37073 Göttingen | **Hamburg:** Buchladen Männerschwarm, Lange Reihe 102, 20099 Hamburg | **Hannover:** Buchladen Annabee, Gerberstraße 8, 30169 Hannover| **Heidelberg:** Infoladen im Café Gegendruck, Fischergasse 2, Heidelberg | **Kiel:** Zapata Buchladen, Jungfernstieg 27, 24116 Kiel | **Mannheim:** Infoladen im JUZ, Käthe-Kollwitz-Straße 2-4, 68169 Mannheim | **München:** Buchladen Max & Milian, Ickstattstraße 2, 80469 München | **Stuttgart:** Buchladen Erlkönig, Nesenbachstraße 52, 70178 Stuttgart | **Wien:** Buchhandlung Löwenherz, Berggasse 8, A-1090 Wien

Anzeige

WORTE KÖNNEN FLIEGEN

lyrik live

26. Mai 2006 - 19 Uhr:

Eröffnung der Lesereihe

Bettina Wegner (Liedermacherin)

Richard Pietraß
liest aus seinem unveröffentlichten Manuskript „Freigang“ (erscheint bei Faber & Faber 6/2006) und andere Texte.

Steffen Mensching
liest veröffentlichte und unveröffentlichte Texte, u. a. aus „Mit Haar und Haut. Xenien für X“ (2006, Aufbau Verlag).

Die Veranstaltung wird eingeleitet und moderiert von **Michael Opitz**, Literaturkritiker

15. Juni 2006 - 19 Uhr:

Bert Papenfuß
liest veröffentlichte und unveröffentlichte Texte.

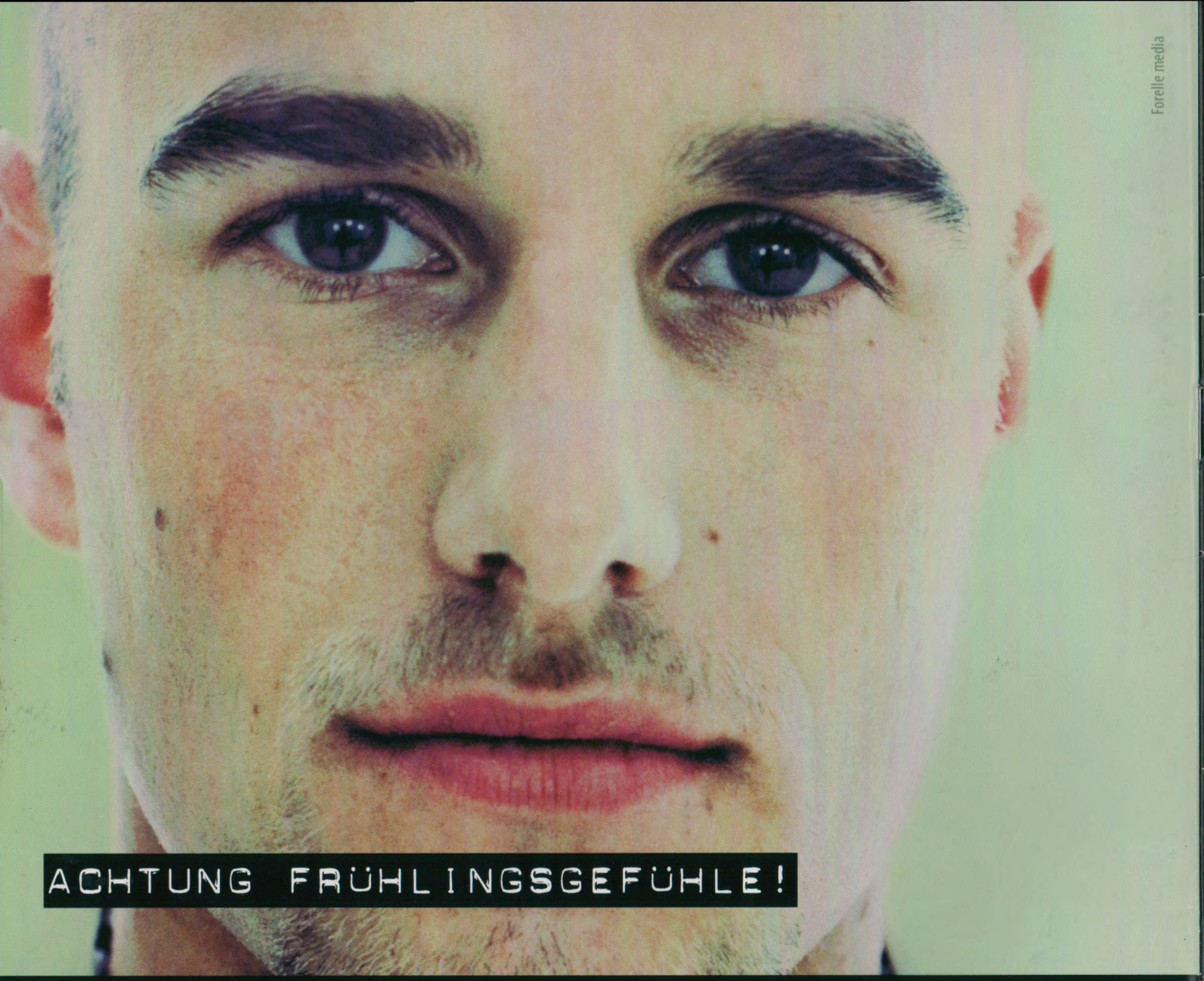
Moderation: **Michael Opitz**

Haus der Demokratie und Menschenrechte
Robert-Havemann-Saal, Greifswalder Str. 4, 10405 Berlin
Spendenempfehlung: 5,- €

Haus der Demokratie und Menschenrechte
STIFTUNG AUFARBEITUNG

mit freundlicher Unterstützung der Stiftung Aufarbeitung

www.wortekoennenfliegen.de



Forelle media

KONDOME SCHÜTZEN.

Kondome schützen vor HIV und mindern das Risiko einer Ansteckung mit anderen sexuell übertragbaren Krankheiten.

www.aidshilfe.de

Deutsche AIDS-Hilfe e.V.